

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedeböhl

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron G. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Dr. G. v. Nottbeck, A. Tobien u. A.

Inhalt:

| | |
|---|-----|
| Eine neue Darstellung der livländischen Geschichte. II. Von Dr. A. Bergengrün | 161 |
| Ueber den Begriff der Entwicklung nach Herbert Spencer. Von N. von Schulmann | 178 |
| Baron Eduard von der Brüggen. Von S. Diederichs | 202 |
| Notizen. | 216 |

Beilage: Dr. G. J. v. Schulz-Bertram. Litterarisch-biographische Skizze von G. v. Schulz-Abaiewsky.
Kunstbriefe. VII. Von J. Norden.
Litterarische Umschau. Von H. D.
Heimathgruß.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Riga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Reval.

Franz Kluge.

1896.



Eine neue Darstellung der livländischen Geschichte.

II. *)

Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsiegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung von Ernst Seraphim. II. Band. 1. Abtheilung: Die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Rußland von Ernst Seraphim. — 2. Abtheilung: Kurland unter den Herzögen von Dr. August Seraphim. Neval. Verlag von Franz Kluge. 1896. 714 Seiten.

Als Ernst Seraphim in dem Vorwort zum ersten Bande die Hoffnung aussprach binnen Jahresfrist den zweiten Band erscheinen zu lassen und mit ihm die livländische Geschichte bis 1721 fortzuführen, werden die meisten Leser ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Es mußte scheinen, als ob ein solches Unternehmen, an sich schon äußerst schwierig, Jahre vorbereitender Studien bedürfe und auch die Niederschrift mehr Zeit erfordere, als sie dem beruflich stark beschäftigten Verf. während eines Jahres zu Gebote stehen mochte. Wenn nun trotzdem der 2. Band zu Weihnachten 1895 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, so werden zunächst die Energie, der Fleiß und die Arbeitskraft des Verf. volle Anerkennung finden.

Von den 714 Seiten des zweiten Bandes entfallen 425 auf den Bearbeiter des ersten. Nun wird ein jeder sich selbst sagen, daß die Vorstudien zu diesem die Zeit von 1561—1721 umfassenden Theil unserer Landesgeschichte nicht erst aus dem letzten Jahre

*) Vgl. „Balt. Mon.“ 1895, S. 73 ff.

stammen. Was der Verf. bietet, ist vielmehr die Frucht einer durch Jahre fortgesetzten, mit Liebe und Eifer gepflegten Beschäftigung mit der Vergangenheit der Ostseeprovinzen. Immerhin waren diese Studien doch nicht mit direkter Rücksicht auf Verwerthung in einer allgemeinen Darstellung der livländischen Geschichte getrieben worden und es bleibt dabei, daß die schriftstellerische Produktivität Ernst Seraphims über gewöhnliches Maß hinausragt. Dasselbe gilt von August Seraphim, dem es gelungen ist, im verfloßenen Jahre außer einer auf gründlichen gelehrten Forschungen beruhenden Doktordissertation diese ausführliche Geschichte Kurlands für die Zeit von 1561—1795 zu stande zu bringen.

Charakter und Zweck der Seraphimschen „populären“ Gesamtdarstellung der livländischen Geschichte sind bekannt. Was von der Kritik zum Lobe der warmen, zu Herzen gehenden Sprache Ernst Seraphims gesagt worden ist, findet auch auf den vorliegenden Band uneingeschränkte Anwendung. Ich behaupte sogar noch ein Aufsteigen in dieser Linie, obgleich der Satzbau nicht immer tadellos ist und der Stil sich von etlichen feuilletonistischen Gepflogenheiten und Inkorrektheiten, die sich schon im 1. Bande gelegentlich störend bemerkbar machten, nicht frei gehalten hat*). Wenn sich Darstellung und Sprache des 1. Bandes in der Geschichte Bischof Alberts und des Zerfalls zu besonderer Höhe erheben und am meisten gefallen mußten, so ist dieses wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Perioden nicht nur klarer vor uns liegen und reicher an verständlichen, charakteristischen Einzelheiten sind, sondern vor allem Persönlichkeiten hervortreten lassen, denen man in Liebe und Abneigung gegenüber steht und deren Schilderung die geschichtliche Darstellung so reizvoll macht. In dieser Hinsicht hat

*) B. W. S. 81: „Neben den andern Rechten der Stadt, der Gerichtsbarkeit, der Verfassung, der Münze etc. waren die Gesandten angewiesen, dem vom litauischen Adel geforderten freien Handel in Riga nicht zu willfahren.“ Oder S. 206, wo von dem in den Niederlanden weilenden Grafen Johann von Nassau erzählt wird: „Schnell entschloß er sich einen im Hafen von Travemünde liegenden Livlandsegler zu besteigen u. schon am 12. Juli 1601 betrat er in Pernau den Boden unserer Heimath...“ Als ob die Trave ein niederländisches Gewässer ist. Das „schon“ fließt aber dem Verf. gleichsam aus Gewohnheit in die Feder, obwohl es doch nur angebracht wäre, wenn er den Zeitpunkt des Entschlusses zur Reise oder der Abfahrt mitgetheilt hätte.

aber die Zeit, mit welcher es der 2. Band zu thun hat, vor dem Mittelalter unendlich viel voraus. Das Mittelalter bietet bei weitem mehr leere Namen, an die sich Handlungen knüpfen, aus denen doch nur unter besonders günstigen Umständen ein Rückschluß auf die Persönlichkeit gestattet ist. Umgekehrt in der neueren Geschichte. Wie oft ist da das geschichtliche Ereigniß in seiner wahren Bedeutung erst aus der Kenntniß der handelnden Persönlichkeit erschlossen worden. Nun ist ja unsere Geschichte von 1561—1721 nicht gerade reich an überragenden Gestalten. Aber wir haben es doch mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun, wir erkennen, wie ihr Eingreifen den Gang der Ereignisse beeinflusst, und schließlich sind doch in diesem Zeitraum, abgesehen von den hervorragenderen Söhnen des Landes, auch in unserer Geschichte eine ganze Anzahl welthistorischer Persönlichkeiten thätig, die mehr oder weniger in den Mittelpunkt der Erzählungen treten. Namen wie Stefan Bathory, Gustav Adolf, Karl XI., Karl XII., Peter d. Gr., und andererseits die ganze Reihe namhafter Patrioten bis hinauf zu Patkul, — sie erleichtern es, frisch, farbenreich und amüſant zu erzählen. Diese Vortheile hat der Verf. sich nicht entgehen lassen, sie sind der gesammten Darstellung zu gute gekommen. Hervorheben möchte ich einzelne Parteeen aus der polnischen Zeit, insbesondere die Kalenderunruhen in Riga und die Zeit der ausgehenden schwedischen Herrschaft. Hier ist die Rede von großen Leidenschaften, ergreifenden Katastrophen, Willkür und Vergewaltigung auf der einen, Vaterlandsliebe, Rechtsbewußtsein und Stolz auf der anderen Seite. Diese elementaren und doch größten Themata der Geschichte, die das Gemüth unmittelbar ergreifen und von jedermann verstanden werden, sie mußten dem Verf. einer populären Landesgeschichte am besten gelingen. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich beobachte, daß Seraphim da am besten schreibt, wo er selbständig geforscht hat und die Darstellung aus dem Rahmen der Kompilation heraustritt und auf selbstgebahnten Wegen einhergeht. Für die Kalenderunruhen hat Seraphim die von L. Napiersky hinterlassene Abschriftensammlung mit glücklichem Erfolge verwerthet und für diesen Zeitabschnitt dadurch die wissenschaftliche Erkenntniß der livländischen Geschichte auch ihrem Umfange nach erweitert und gefördert, ein Ruhm, auf den er dem

ganzen Plan und Charakter des Werkes nach für die übrigen Partieen verzichtet. Bekanntlich bietet S. grundsätzlich nicht mehr, als was den Fachgenossen aus früheren Monographien oder umfassenderen Darstellungen bereits bekannt war. Ich will gleich hier hervorheben und anerkennen, daß in und trotz dieser Beschränkung eine durchaus nothwendige und zeitgemäße Arbeit geleistet worden ist. Wenn schon der 1. Band einem allgemein empfundenen Bedürfniß nach Zusammenfassung des zerstreuten historischen Materials entgegenkam, wie der in den Annalen unserer Litteraturgeschichte überaus seltene buchhändlerische Erfolg desselben erweist, so trifft das für den 2. Band in noch höherem Maße zu. Denn bis zum Zusammenbruch des alten Livlands führte die weit verbreitete und gern gelesene Arbeit von Schieman; für die folgende Zeit fehlte es aber an zusammenfassenden Darstellungen ganz und gar, so daß dieser 2. Band eigentlich zum ersten Mal das Fazit aus der landesgeschichtlichen Arbeit einer ganzen Generation zieht. Seit dem Erscheinen der Richterschen Geschichte der Ostseeprovinzen sind fast 40 Jahre verflossen. Welche Masse an gelehrter Arbeit ist auch für den in Rede stehenden Abschnitt der livländischen Geschichte geleistet worden! Nirgends aber konnte man sich darüber ausreichend und sicher orientiren. Hier ist nun endlich ein Gesamtbild der Provinzialgeschichte Livlands in der polnischen und schwedischen Zeit geliefert, dessen Einzelzüge und Farben mühsam aus Zeitschriften und Monographien zusammengetragen werden mußten. Da auch die Ergebnisse der neuesten Forschung gebührende Berücksichtigung gefunden haben, so werden nicht nur „Liebhaber“ der livländischen Geschichte nach diesem Bande greifen, nicht nur diejenigen, welche sich durch eine populäre Darstellung belehren lassen wollen, sondern das Seraphimische Buch wird auch dem ernststen Forscher bis auf Weiteres ein willkommenes Mittel der Orientirung sein. Allerdings kein ausreichendes. Das hat der Verf. aber auch nicht schaffen wollen und wer in der Lektüre für seine speziellen Bedürfnisse das Erwartete nicht findet, darf das dem Verf. nicht zur Last legen. Mit Recht kann sich dieser auf das Vorwort zum 1. Bande berufen, welches daran erinnert, daß ein Buch von dem Charakter des vorliegenden nicht auf jede Detailfrage Antwort zu geben braucht.

Ich habe in der Kritik des 1. Bandes rühmend hervorgehoben, daß aus ihm eine eindrucksvolle und im Allgemeinen richtige Gesamtanschauung der livländischen Geschichte zu gewinnen ist, war aber doch genöthigt festzustellen, daß die Zuverlässigkeit im Einzelnen keine unbedingte genannt werden könne und daß darum bei der Benutzung einzelner Daten Vorsicht geboten sei. In dieser Allgemeinheit muß ich das Urtheil für den 2. Band wiederholen. Es ist weder meine Aufgabe, rein äußerlich die Fehler auszuzählen und danach das Urtheil zu gestalten, noch wäre der Sache damit gedient. Es geschieht daher ganz unabhängig von der Zahl der nachstehend geltend gemachten Beanstandungen, wenn ich mich zu dem Eindruck bekenne, daß dieser Band doch weniger Veranlassung zu Ausstellungen im Allgemeinen und zu Berichtigungen im Einzelnen bietet. Eine unserer einheimischen Tageszeitungen hat eine Anzeige des Buches gebracht, welche die Bemerkung enthält, es sei allerdings verbesserungsbedürftig, aber auch in hohem Maße verbesserungsfähig. Diesem treffenden Urtheil schließe ich mich vollkommen an und bin überzeugt, daß eine 2. Auflage das Werk von den ihm noch anhaftenden Schlacken und Unvollkommenheiten befreien wird.

Will ein Buch als Ganzes genommen und beurtheilt werden, so wird man das äußere Gewand, das die geistige Arbeit des Verfassers vermittelt, nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen. So gewiß Ausstattung und Druck Neußerlichkeiten sind, so gewiß können sie unter Umständen und bis zu einem gewissen Grade für den objektiven Werth eines Buches von Einfluß werden. Die Ausstattung des Seraphim'schen Werkes wird nun jeder gern als eine durchaus rühmliche anerkennen. Dankenswerth ist auch die Beigabe der Löwischen historischen Karte der Döiseeprovinzen; nur ist der Maßstab zu klein. Wie sie hier in 1: 2,300,000 vorliegt, läßt sie die Abgrenzungen der Territorien allerdings in wünschenswerther Deutlichkeit erkennen, die eingezeichneten Namen bleiben aber dem unbewaffneten Auge größtentheils unzugänglich. Nun aber die Druckfehler! Wie eine böse Krankheit haften sie dem ganzen Werke an und in solcher Menge, daß man den geehrten Verfassern den Ärger über diese Verunstaltung ihrer Arbeit wahrlich lebhaft nachempfinden kann. Ein auf besonderem Blatte beigefügtes Verzeichniß der Errata ist bei weitem nicht erschöpfend und läßt

leider die sehr vielen verdruckten Jahreszahlen, bei deren größtem Theile ein sachlicher Irrthum der Verfasser ausgeschlossen erscheint, völlig unberücksichtigt. Beim ersten Blick in das Buch starren dem Leser unter dem Bilde Patkuls die Worte Johann Heinrich Patkul entgegen! Es liegt mir fern, wegen solches Mißgeschicks mit den Verfassern zu rechten, aber unerwähnt durfte es auch nicht bleiben. Sehr gute Dienste leistet das ausführliche Inhaltsverzeichnis und ersetzt zum Theil das Sachregister. Mit diesem hat es eine eigene Bewandniß. Ein „Personen- und Sachregister“ ist auf dem Titel allerdings angekündigt, im Texte aber lautet die betr. Ueberschrift „Personen- und Ortsregister“. In Wirklichkeit finden sich auch Ansätze zu einem Sachregister; sie sind aber sehr spärlich und durchaus willkürlich, sodaß es fast scheint, als ob der ursprüngliche Plan während der Arbeit geändert wurde, die einmal ausgezogenen und eingefügten Ausführungen aber aus Versehen stehen geblieben sind. Auch sind die beiden Verfasser in der Registerarbeit offenbar nicht nach gleichen Grundsätzen verfahren. Das Personen- und Ortsregister wird vermuthlich in den meisten Fällen seinem Zweck entsprechen. Ich muß aber gestehen, daß es mich auch wiederholt im Stich gelassen hat. Und zwar läßt nicht nur die Vollständigkeit zu wünschen übrig, sondern die Art der Zusammenstellung ist zuweilen auch irreführend. Wo im Texte der Namen Chodkewicz erwähnt wird, ist es nicht jedes Mal sofort ersichtlich, ob der erste polnische Administrator oder ein anderes Glied dieser Familie gemeint ist, da die begleitenden Titel wechseln und man gelegentlich den Vornamen vermißt. Auch verschwindet der Administrator Chodkewicz vom Schauplatze seiner verhängnißvollen Wirksamkeit, ohne daß der Leser erfährt, wann und wie*). Nur aus einer ganz beiläufigen Erwähnung seines Todes in einer wörtlich mitgetheilten Rede der rigaschen Deputirten in Warschau v. J. 1583 ist zu entnehmen, daß er damals nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wer nun diesen Passus, was leicht geschehen kann, übersieht, muß sich unwillkürlich fragen, ob

*) Daß übrigens Jan Chodkewicz in Livland ärger gewüthet habe als Alba in den Niederlanden, eine Behauptung, die der Verf. in Form eines Citates giebt, wird durch seine eigene Darstellung keineswegs glaubhaft gemacht.

der zum Beginn des 17. Jahrhunderts auf S. 183 erwähnte „weitgebietende Chodkewicz“, dessen Schwager Woldemar Jarensbach war, mit dem Administrator identisch ist. Schlägt man nun zur Orientirung das Register auf, so erhält man sogar eine bejahende Antwort, denn die Auführungen dieses zweiten Chodkewicz erfolgen nicht getrennt, sondern in fortlaufender Reihe mit denen des Administrators gleichen Namens. Ganz ebenso werden die im Text S. 580 u. S. 598 zu den J. 1697 u. 1726 erwähnten beiden Franz Lesfort, von denen der ältere schon 1699 starb, im Register als eine Person behandelt.

Wenn zu den unzweifelhaften Vorzügen der Schreibweise des Verf. eine frische Lebendigkeit und Lebhaftigkeit gehört, so ist es doch ebenso zweifellos, daß diese nur zu oft in eine Flüchtigkeit ausartet, welche den Autor den einzelnen Ausdruck nicht genügend beachten oder seine Tragweite unterschätzen läßt. Es ist verständlich, daß die unerquickliche, nach vielen Seiten doch nur dürftig bekannte polnische Periode besonders schwer zu behandeln war. Hier drängen sich nun auch an einzelnen Partieen die fehlerhaften Stellen. Aus der Geschichte Rigas greife ich das Folgende heraus. Auf S. 83 wird die am 14. Januar 1581 zu Drohiczin erfolgte Unterzeichnung des corpus privilegiorum Stephaneum erwähnt, das dann der König auf dem Warschauer Reichstage des folgenden Jahres (1582) mit dem Reichsiegel versehen läßt (S. 85.). Auf S. 88 hat der Verf. diese Angaben bereits vergessen, denn indem er eine Aeußerung des Königs vom 7. Januar 1582 über seine katholisirenden Absichten bezüglich Livlands anführt, sagt er, daß sie „in eigenthümlicher Weise die am 14. Januar, also knapp 7 Tage später, folgende Bestätigung der Privilegien Rigas“ illustrire. Er kann damit nur jene eben erst zum 14. Jan. 1581 vermerkte Unterzeichnung des corpus privilegiorum Stephaneum meinen. Auf S. 99 aber heißt es: „Am 4. Oktober 1582 versammelten sich die polnischen Landboten zu Warschau . . . : bereits am 16. Nov. erfolgte, wie eben schon erzählt wurde, die Bestätigung der Privilegien der Stadt.“ Hiermit ist offenbar wieder jene oben erwähnte auf dem Reichstag zu Warschau erfolgte Besiegelung der Bestätigungsurkunde gemeint. Ganz abgesehen von der Verwechslung der Jahre 1581 u. 1582

kann man sich in dieser Sache kaum unpräciser und mißverständlicher ausdrücken. Ebenso läßt den Verf. das Gedächtniß im Stich, wenn er S. 85 mittheilt, daß... „Mik. Fick im Mai 1571 [soll heißen 1581] den Versuch machte, Dr. Welling wegen des Drohicziner Vertrages... zur Rede zu stellen“, nachdem kurz zuvor, S. 81, erzählt worden ist, daß Dr. Welling an den Verhandlungen zu Drohiczin nicht Theil nahm, weil ihm wegen seiner Thätigkeit auf der zweiten Legation in Wilna Vorwürfe gemacht worden seien, deren Hauptvertreter eben jener Mik. Fick war. Es muß dem Verf. überlassen bleiben hier die Korrektur nach der einen oder anderen Seite vorzunehmen.

Man kann es gerne und mit Recht anerkennen, daß Seraphim nicht nur Ereignisse hübsch erzählt, sondern auch in der Schilderung des Zuständlichen ein beneidenswerthes schriftstellerisches Talent offenbart. Nur wo es sich um Rechts- und Verfassungsfragen handelt, wo die größte Klarheit und Präcision im Ausdruck und in der Entwicklung eines Gedankens das erste Erforderniß ist, bleibt manches zu wünschen übrig. Besonders leidet darunter der Abschnitt über das Emporkommen der Gilden und die Entwicklung der ständischen Verhältnisse in Riga. Wie an einigen anderen Stellen wird allerdings auch hier die Beurtheilung erschwert durch die Vermuthung oder den Wunsch, daß Druckfehler vorliegen mögen. Schließlich muß aber der Text doch genommen werden, wie er ist. Unpräcise ist von vornherein die Bezeichnung „Zunft“ der Handwerker, statt „Zünfte“. Gleich darauf werden die Gilden für die Zeiten des Mittelalters, also wohl spätestens für das 14. Jahrh., das nach dem Zusammenhang allein in Frage kommt, als die eigentliche „Gemeinde“ bezeichnet, wie sie denn im 15. Jahrh. (im Text heißt es allerdings 16. Jahrh.) zur Berathung allgemein städtischer Fragen herangezogen werden. Jener Zeitbestimmung über die verfassungsmäßige Bedeutung der Gilden widerspricht aber 2 Seiten weiter (S. 75) der Satz: „Zuerst setzten sie um die Mitte des 16. Jahrh. durch, daß... nur die beiden Gilden als die Gemeinde anerkannt wurde.“ — Es bedarf ferner längeren Nachdenkens, um festzustellen, wen der Verf. jedesmal meint, wenn er auf S. 77 wiederholt von „den Aelsterleuten“, „den anderen Aelsterleuten“ und „den Aeltesten“ spricht.

Sind die „anderen Aelterleute“ und „Aeltesten“ identisch, was des Verfassers Meinung zu sein scheint, so wären diese beiden Bezeichnungen im Interesse größerer Verständlichkeit wohl besser durch ein „oder“ zu verbinden gewesen. Die Verwirrung wächst, wenn die Bildung der Aeltestenbank auf derselben Seite zweimal erzählt wird, als ob es sich um zwei verschiedene Fakta handelte. Daß der Ausarbeitung hier nicht die genügende Sorgfalt zugewendet worden, zeigt auch das Vorkommen eines so unfertigen Satzes, wie der folgende (S. 79): „Man braucht nur die Forderungen zu lesen, die in diesen Jahren üblich sind, die ernstlichen Wünsche, die Aelterleute und der zur Regel gewordene Bürgerausschuß dem Rath vorlegen, der H o h n... den Rathsherren gegenüber..., um den Terrorismus der Bürgerschaft... vor Augen zu haben.“

Recht und Verfassung erfahren natürlich eingehende Berücksichtigung auch in der schwedischen Zeit. Die Entstehung des livländischen Landesstaates im 17. Jahrh., die Organisation der Ritterschaft, der ländlichen Verwaltung und der Landeskirche sind im ganzen übersichtlich und verständlich geschildert. Vermißt wird eine wenigstens kürzere zusammenhängende Darlegung der entsprechenden Verhältnisse in Estland. Eine noch nicht ausgeglichene Differenz waltet in den Angaben über die Eintheilung Livlands in Kreise ob. S. 249 werden Riga, Dorpat, Pernau, Kokenhusen, Wenden und sogar N a r w a als solche genannt, S. 259 dagegen nur Wenden, Dorpat und Pernau. Unklar bleibt auch die Tragweite der durch Gustav Adolf und die Königin Christine erfolgten Privilegienbestätigungen. Zunächst ist es wohl nicht richtig, wenn an zwei Stellen (S. 238 und S. 246) der Regierung Gustav Adolfs eine feindselige Haltung zum Adel überhaupt nachgesagt wird. Bekanntlich hat der König in Schweden die Rechte des Adels nicht nur nicht angetastet, sondern noch beträchtlich vermehrt. Diese dem Adel ungünstige Stimmung habe, fährt Seraphim fort, den König im J. 1629 nur zu einer Art Bestätigung der livländischen Privilegien vermocht. „Die spezielle Konfirmation einzelner Punkte erreichte die Ritter- und Landschaft jedoch nicht.“ Endeten solcher-gestalt die bezüglichen Verhandlungen mit einem Mißerfolge für die Ritterschaft, — so fragt es sich, warum die unter der Königin Christine 1648 erfolgte „Generalkonfirmation der Landesrechte“,

die nach dem Wortlaute der Darstellung kaum einen anderen Charakter als die von 1629 gehabt haben kann, offenbar eine allgemeine Befriedigung hervorrief. Die Regierungszeit Karls XI. und die Schilderung der Güterreduktion in Schweden und Livland sind gleichfalls von solchen Stellen nicht frei, die den Mangel oder die Flüchtigkeit der letzten Revision verrathen. Wie die Reduktion in Livland thatsächlich begann, läßt sich aus dem Buche nicht entnehmen, da die betreffenden Mittheilungen auf Seite 292 und 293 wenn nicht einen unlösbaren Widerspruch, so doch jedenfalls eine Lücke enthalten. Was ist 1681 vor dem Zusammentritt des Landtages eigentlich geschehen und was beabsichtigt worden? Der Verf. schreibt: „...1681 begann die schwedische Regierung auch hier vorzugehen... An den Gen. Gouverneur Christer Horn erging der Befehl, die Reduktion der schwedischen Adelsgüter ins Werk zu setzen, die Güter der Livländer dagegen nicht anzurühren, der König wolle die Entscheidung [worüber denn?] auf einen Landtag verweisen.“ Nur im Falle der Widerjeglichkeit würde eine umfassende Reduktion durchgeführt werden. Dem Landtag d. J. 1681, dem also, wenn ich recht verstehe, die Entscheidung über die Einziehung der „schwedischen Adelsgüter“ zustehen sollte, lag aber eine ganz andere Proposition, die nur eine allgemeine Reduktion ins Auge faßte, zur Berathung vor. War das die als Strafe für die Widerjeglichkeit angedrohte Erweiterung der Reduktion? Es scheint aber, nach des Verf. Worten, daß bis zum Zusammentritt des Landtages, der denn doch erst das wirksame Organ eines Widerstandes war, die heftige Erbitterung sich noch nicht in Thaten, sondern nur in Worten, wie den sarkastischen Reimen Gustav v. Mengdens, Luft gemacht hatte, sodaß die Voraussetzung für die Steigerung der Reduktion erst auf dem Landtage selbst eintreten konnte. Ich muß wegen der Weitläufigkeit, mit der hier ein verhältnißmäßig untergeordneter Punkt behandelt wird, um Entschuldigung bitten. Aber es soll an diesem typischen Falle deutlich gemacht werden, worin die Unterlassungsfünde des Verf. besteht. Der Leser hat keineswegs das Verlangen, alle Einzelheiten des geschichtlichen Herganges zu erfahren, wohl aber nach ausreichender Klarheit und Präzision für das was geboten wird. Es hätte garnichts geschadet, wenn die Erzählung einfach mit den Landtagspropositionen eingesetzt hätte. Nachdem

aber einmal auch die ersten vorbereitenden Maßnahmen erwähnt wurden, war es unbedingt geboten, auch zu erzählen, ob und wie ein thatsächlicher Widerstand gegen das Vorgehen der Regierung sich geltend machte. Ueberhaupt wäre es aber der Reduktionsgeschichte zu gute gekommen, wenn an einem Beispiel das Verfahren der Reduktionskommission veranschaulicht worden wäre. Vieles wäre dadurch klarer geworden. Auch die Wirkungen der Reduktion für das praktische Leben werden zu wenig hervorgehoben und gezeigt. Die Entrüstung über sie klingt dazwischen etwas nach Deklamation, denn die Erzählung bewegt sich größtentheils in solcher Allgemeinheit, daß man sich kein Bild von den wirklichen wirtschaftlichen Folgen, von dem Umfang des Besitzwechsels und dem Grade der allgemeinen Verarmung machen kann. Erst sehr spät erfährt man, daß $\frac{4}{5}$ der Güter reduziert wurden. Die Erwähnung des Tertials der Arrende hätte doch jedenfalls eine nähere Erklärung dieses an sich vieldeutigen Ausdrucks nöthig gemacht. So ist die Vermuthung nicht ausgeschlossen, daß das materielle Elend nicht so sehr groß gewesen sein könne, wenn die Gutsbesitzer sich nur in wolbestallte Inhaber perpetueller Arrenden verwandelten. — Auch hier macht sich des Verf. Gepflogenheit bemerkbar, wichtige Mittheilungen an einer Stelle unterzubringen, wo man sie nicht sucht und wo sie den Effekt, den sie haben könnten, nicht erzielen. Daß $\frac{5}{6}$ aller Güter in Livland reduziert wurden*), eine Mittheilung, welche dem Bilde des 1690 vollendeten „materiellen Zerstörungswerks“ in Livland erst Licht und Farbe giebt, erwähnt der Verf. nicht zu diesem Jahre und überhaupt nicht mit Nachdruck, sondern nur in Klammern, beiläufig, als Erläuterung zu der Wiedergabe der Begründung der den Landesstaat aufhebenden schwedischen Verordnung von 1694. — In der ganzen Darstellung der Reduktion, in der Gruppierung des Stoffes, auch in den mancherlei wörtlichen Ent-

*) Wenn der Verf. daraus weiterhin den Schluß zieht, daß die Zahl der besitzlichen Edelleute auf $\frac{1}{6}$ des früheren Bestandes herabgesunken sei, so muß dem die bekannte Thatsache entgegengehalten werden, daß die schwedischen Magnaten doch ungeheure Güterkomplexe besaßen hatten, deren Reduktion den privaten Güterbesitz allerdings sehr stark, die Zahl der Grundbesitzer aber nur sehr wenig verminderte.

lehnungen tritt die Abhängigkeit von den Vorlagen wieder, wie in einigen Partien des ersten Bandes, recht stark hervor. Der kompilatorische Charakter des Werkes und die Unmöglichkeit einer Nachprüfung aller fremden Arbeiten entschuldigen den Verf. bis zu einem gewissen Grade, aber er geht darin gelegentlich zu weit, wenn er durch Uebernahme und wörtliche Anführung fremder Urtheile und Behauptungen bemüht erscheint, alle Verantwortung für den Inhalt von sich abzuwälzen. Auf manche solcher entlehnten und auf Autorität angenommenen Behauptungen ist der Leser durch den bisherigen Gang der Erzählung garnicht vorbereitet. Sie mögen an ihrer Ursprungsstelle als abschließendes Urtheil nach längerer Beweisführung ihre volle Berechtigung haben; hier wirken solche Schlußfolgerungen, deren Prämissen unbekannt bleiben, im höchsten Grade befremdend. Und doch treten sie so auf, als ob es sich um Dinge von feststehender Notorietät handelt, was nur selten der Fall ist. Weder ist es von vornherein klar, warum das Gyllensternasche Milizsystem in Schweden bei dänenfeindlicher Politik ein Unding sein mußte, noch daß die Reduktion „im besten Falle nur ein vorübergehendes Heilmittel“ der finanziellen Noth sein konnte. Und wenn Seraphim der Reduktion jeden greifbaren Erfolg für den Staat abspricht, wenn er mit Berufung auf Schirren, es eine Thatsache nennt, daß der Schatz bei Karls XI. Tode leer und Schweden im Angesicht drohender Verwickelungen ohne Kredit war, — so hätte er doch mindestens seiner Verwunderung über diese merkwürdige Thatsache Ausdruck geben müssen, nachdem er wenige Zeilen vorher erwähnt hatte, daß Karl allein im Laufe von 6 Jahren der Krone einen Grundbesitz zurückbrachte, dessen Jahresrente die für jene Zeit gewaltige Summe von 3,200,000 Rthlr. betrug. Gewiß theile ich des Verf. Meinung, daß eine Politik willkürlicher Gewalt und brutaler Rechtsverhöhnung schließlich sich gegen ihre Urheber wendet und zum Verderben führt, weil die moralischen Kräfte des Staates unterbunden und gelähmt werden. Das pflegt aber weder eine ganz direkte, unmittelbar eintretende Folge zu sein, noch ist es immer sicher, daß einer solchen Politik auch zeitweilige materielle Erfolge versagt sein müssen. Im vorliegenden Falle hat die bisher herrschende Meinung in Karl XI. noch immer den Mann gesehen, der Schweden nach tiefem Sturze

wieder zu achtungsgebietender Stellung unter den europäischen Staaten erhob, der Heer und Flotte neu in Stand setzte, und man glaubte bisher, daß die reichen, durch die Reduktion erschlossenen Geldmittel eben solchen Zwecken dienten. Mit dieser herrschenden Meinung mußte der Verf. sich auseinandersetzen, wenn er die absolute Erfolglosigkeit der Regierung Karls XI. behauptete, und eine Erklärung für ihr unbegreifliches Fiasko versuchen. Wo blieb denn das Geld? Mit dem Hinweis auf den geistlosen, verknöcherten Despotismus des Königs und die moralische Verwerflichkeit seines politischen Systems ist noch nichts erklärt. Ich bedauere, die vom Verf. angezogenen kritischen Arbeiten Schirrens in den Gel. Göttinger Anzeigen nicht zur Hand zu haben und auf ein ausreichendes Urtheil über die Art ihrer Benutzung durch Seraphim verzichten zu müssen. Ich urtheile also vom Standpunkt des Lesers einer populären Darstellung, den nicht eine überlegene wissenschaftliche Einsicht, sondern nur aufmerksame Lektüre zu diesen aus dem Text selbst sich ergebenden Beobachtungen und Ausstellungen drängt.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Liste nicht einwandfreier Stellen noch um einige Nummern vermehrt werden könnte. Aber schließlich haben derartige Einzelheiten doch vornehmlich den Zweck zur Charakterisirung des Ganzen beizutragen. Hierbei die Grenze nicht zu eng und nicht zu weit zu ziehen, ist mein Bestreben gewesen, nachdem mir durch die ausführliche Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift eine eingehende Würdigung auch des zweiten zur selbstverständlichen Pflicht geworden war. Es widerstrebt mir zu wiederholen, was ich schon einmal gesagt habe. Ich muß daher für die Beurtheilung des ganzen Buches auf die allgemeiner gehaltenen Stellen jener Anzeige verweisen. Denn im Grunde genommen bewegen sich Lob und Tadel für beide Bände in der gleichen Richtung. In Vorzügen und Fehlern ist Ernst Seraphim während eines Jahres kein anderer geworden, seine ganze Arbeit trägt überall dieselben unverkennbaren Züge. Er ist derselbe warmblütige Patriot geblieben, ausgerüstet mit wohlthuender Empfänglichkeit für jedes hohe Ideal, derselbe lebenswürdige Erzähler, dem man gerne lauscht und dem man es gelegentlich auch verzeiht, wenn er es nicht mit jeder Kleinigkeit

gleich genau nimmt. Der Polemik ist in vorstehenden Zeilen freilich ein unverhältnißmäßig viel breiterer Raum gewährt worden, als er für die Empfehlung des Buches in Anspruch genommen wird. Aber das liegt in der Natur der Sache, zumal das, was ein Buch sonst immer am besten empfiehlt, eine das Wesentliche hervorhebende Angabe seines Inhalts, hier, weil zwecklos, in Wegfall kommen mußte. Das Thema der livländischen Geschichte spricht für sich selbst. — Wohl aber möchte ich hier ausdrücklich erwähnen und zum Theil wiederholen, daß nicht nur der Gang der politischen Geschichte erzählt wird, sondern daß diese durchsetzt und belebt erscheint durch charakteristische Züge des kleinen Lebens, durch vieles kulturhistorische Detail und eindrucksvolle Schilderung der historischen Persönlichkeiten. Der Kulturgeschichte ist sogar ein Kapitel: Stadt und Land im XVII. Jahrhundert ausschließlich gewidmet und darf um seines reichen Inhalts willen besonders willkommen heißen werden. Die fingirte Person des nach Neval und wieder zurück reisenden Fremdlings, dessen Gespräche und Erlebnisse die Form hergeben, in welche der Verf. mit unleugbarem Geschick einen Theil der kulturhistorischen Mittheilungen flicht, hätte ich freilich lieber vermieden gesehen. Der Abschnitt gemahnt etwas an die Schablone kulturhistorischer Schilderungen in historischen Romanen. Er widerspricht dem ernsthaften Charakter des übrigen Buches und erzeugt so im Leser eine gewisse Disharmonie der Stimmung, welche den Genuß der Lektüre beeinträchtigt.

* * *

Die Geschichte des Herzogthums Kurland von Dr. August Seraphim muß als eine überaus werthvolle Bereicherung des ganzen Werkes bezeichnet werden. Es hätte, von einigen wenigen Verweisungen auf den Inhalt der Arbeit Ernst Seraphims abgesehen, ebenso gut als selbständiges Buch erscheinen können. Unverkennbar trägt es einen anderen, wissenschaftlicheren Charakter. Außer der gedruckten darstellenden Literatur sind die Quellen selbständig verwerthet und auch archivalisches Material in erheblichem Umfange zu Rathe gezogen worden.

Der wesentliche Inhalt der politischen Geschichte Kurlands erschöpft sich nach außen in dem Verhältniß zum Königreich Polen,

nach innen in den unausgesetzten Streitigkeiten zwischen Herzog und Adel. Für einen Fremden kann die Geschichte Kurlands somit nur sehr wenig Interesse haben. Ist es doch nur eine Periode, die Regierungszeit Herzog Jakobs, welche die Kennzeichen eines wirklichen Aufschwungs trägt, und an sich der Theilnahme weiterer Kreise werth ist. Aber die vielverheißende Entwicklung des kleinen Staates unter der weitblickenden, fürsorglichen Regierung dieses vortrefflichen Fürsten bricht plötzlich mit einer gewaltigen Katastrophe ab, die einerseits als unverschuldetes Mißgeschick erscheint, andererseits doch in der Konsequenz der unseligen Thatsache lag, daß ein völlig machtloser Staat zu einer politischen Selbständigkeit gelangt war, die er aus eigener Kraft keinem ernstlichen Angriffe gegenüber behaupten konnte. Von vornherein waren Kurland und Pilten ein Spielball fremder Mächte und sie mußten es in immer höherem Maße werden, je weniger der einzig maßgebende Stand der Bevölkerung, der Adel, Verständnis für diese Sachlage zeigte, je rücksichtsloser und erfolgreicher er bemüht war, die fürstliche Gewalt zu schwächen, die doch allein noch im Stande gewesen wäre, die Kräfte des Landes zur Wahrnehmung seiner wichtigsten Lebensinteressen zusammenzuhalten und zu verwerthen. So steht man bei der Betrachtung der Geschichte Kurlands unter dem peinlichen und betrübenden Eindruck einer nur selten unterbrochenen retrograden Entwicklung, die folgerichtig mit der Selbstauflösung endet. Auch der Sohn des Landes wird diese Empfindung theilen. Aber wie die Geschichte seiner Heimath auch verlaufen ist, er wird ihr, weil sie diese ist, das gesteigerte Interesse entgegenbringen, das eben die Liebe zur Heimath in ihm erweckt, und so wird er auch dem Verf. Dank wissen für seine mühevollen gewissenhaften Arbeit, die auf dem Grunde derselben Gesinnung erwachsen ist.

Die herzogliche Zeit Kurlands ist ein in sich völlig abgeschlossenes, spezielles Gebiet der Geschichte unserer Ostseeprovinzen. Ich bekenne, daß mir die besonderen Kenntnisse fehlen, die ich nothwendig besitzen müßte, um eine eingehende kritische Würdigung der vorliegenden Arbeit zu versuchen und ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen allgemeiner Natur. — Nicht geradezu einen Mangel, aber eine Eigenart dieser Arbeit möchte ich hervor-

heben: Der Verf. giebt nur politische Geschichte. Da ist es denn ganz außerordentlich zu bedauern, das ein kulturhistorisches Kapitel, zu dem der Stoff schon gesammelt war, aus äußeren Gründen nicht mehr aufgenommen werden konnte. Mir scheint die Anlage der Arbeit ein solches ergänzendes kulturhistorisches Kapitel geradezu zu fordern, sowohl im Interesse der Darstellung als für das Verständnis der geschilderten Zeit. Ich gebe der Vermuthung Raum, daß der Verf. absichtlich jedes Eingehen auf die Agrar- und sonstigen wirthschaftlichen Verhältnisse, auf Handel und Wandel an Edelhöfen und in den Städten, auf die literarischen und Bildungsverhältnisse, ja selbst auf die Persönlichkeit und das Hofleben der Fürsten vermieden hat, um ihre Schilderung für jenes leider in Fortfall gerathene kulturhistorische Kapitel aufzusparen und Wiederholungen zu vermeiden. So gestaltet sich das Bild der kurländischen Herzogszeit vielleicht noch ungünstiger als sie es wirklich war. Es muß unter der wenig erfreulichen Oberfläche dieser eigennützigen, unpolitischen und eines höheren Strebens baren Adelsoligarchie, wie sie in den Verfassungshändeln hervortritt, doch auch ein anderer Geist rege gewesen sein, der nicht nur der Entwicklung kräftiger Individualitäten förderlich war, sondern Kurland auch dem geistigen Kontakt mit dem Mutterlande im Westen offen hielt und so dem demoralisirenden Einfluß des Polenthums ein kräftiges Gegengewicht bot. Die Beschränkung auf die rein politische Geschichte hat zur Folge gehabt, daß solche Gesichtspunkte in der Darstellung nur gestreift sind, deren Berücksichtigung aber den unerquicklichen Gesamteindruck gemildert hätte. Vielleicht aber wäre es doch auch im Rahmen der vorliegenden Anordnung des Stoffes möglich gewesen, wenigstens von den Persönlichkeiten der kurländischen Herzöge ein anschaulicheres Bild zu geben. Selbst eine so markante Fürstengestalt wie Herzog Jakob wird doch nur in den allgemeinsten Zügen geschildert. Seine innere und äußere Politik kommen ja vollauf zur Geltung, der Verf. hat aber darauf verzichtet oder verzichten müssen, ihn den Lesern menschlich nahe zu bringen. Gerade als Bestandtheil einer umfassenden populären Darstellung konnte diese Geschichte Kurlands meinem Empfinden nach eher eine kürzere Behandlung der Verfassungs- und diplomatischen Geschichte, als diesen Verzicht auf die Ausfüllung der nur in Konturen ge-

gebenen Bilder der leitenden Persönlichkeiten vertragen. Dafür hat aber der Verf. die Möglichkeit gewonnen, so manche Parteen seiner Heimathsgeschichte durch die Ergebnisse eigener Forschung zu ergänzen, zu bereichern und zu berichtigen und darum darf jenes subjektive Bedauern der Werthschätzung des objektiven Gehalts seiner wissenschaftlichen Leistung keinen Eintrag thun.

In der Vorrede bemerkt Aug. Seraphim, daß es ihm schwer gefallen sei, die Darstellung auf den Ton zu stimmen, den der Verf. dieses Werkes, sein Bruder, anschlägt, aber sein Stoff entbehre des großen Zuges, der dem Autor unwillkürlich die wohlthuende Wärme der Darstellung ermögliche. In der That fühlt man sofort, daß hier eine andere schriftstellerische Individualität waltet. Niemand wird ihrem Stil aber das Zeugniß versagen, daß er dem Gegenstande angemessen, würdig und durchaus entsprechend ist.

H. Bergengrün.

Schwerin, Februar 1896.



Druckfehler

(die sich in einige Exemplare eingeschlichen haben).

S. 166, Z. 7 v. u. l. Chodkewicz st. Chodkiewicz. — S. 170, Z. 16 v. o. „vorüber denn?“ muß in eckigen statt in runden Klammern stehen. Z. 16 v. u. l. angedrohte st. angedachte. — S. 171, Z. 3 v. o. l. gegen das st. gegen des. Z. 19 v. o. l. wohlbestallte st. wolbestellte. — S. 174, Z. 7 v. u. ist nach dem Worte „abgesehen“ ein Komma zu setzen, desgleichen Z. 9 v. u. nach „es hätte“.



Ueber den Begriff der Entwicklung nach Herbert Spencer.

Es gehört gewiß unter die schwersten Aufgaben des wissenschaftlichen Denkens, gute Definitionen für allgemeine Begriffe zu geben — und doch ist es so außerordentlich nothwendig solche gute Definitionen zu besitzen, weil ohne sie ein fruchtbarer Austausch von Erfahrungen und Urtheilen über allgemeine Fragen und somit jegliche erfolgreiche Förderung derselben unmöglich wird. Wie soll man sich über komplizirte Zusammenhänge verständigen, wenn man nicht jederzeit genau weiß, welche Vorstellungen beim Gebrauch eines in einer Auseinandersetzung vorkommenden Terminus mit letzterem zu verbinden sind. Es ist daher vielleicht eine dankenswerthe Arbeit, sich gelegentlich genauer über solche im Vordergrund des zeitgenössischen Denkens stehenden Begriffe und über die Bedeutung zu instruiren, welche ihnen in der Auffassung ihrer hervorragendsten Bearbeiter und Vertreter zukommt.

Die folgenden Zeilen haben den Zweck ein Referat darüber zu liefern, wie der bedeutende Philosoph Herbert Spencer den Aufgaben einer solchen Begriffsbestimmung gerecht wird: es ist der Begriff der „Entwicklung“, von dem geredet werden soll, ein Wort, dem man bei der Lektüre moderner Werke auf Schritt und Tritt begegnet; nennt sich doch die Lehre, auf der die ganze moderne Naturauffassung — man möchte sagen Weltanschauung — beruht, „Entwickelungs-“ oder „Evolutionstheorie.“

Mit echt englischer Umständlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Klarheit, — an einer Fülle aus allen Gebieten des Lebens herbeigezogenen Beispielen verweilend, nie sich übereilend, nie den Faden verlierend und mit unglaublichem pädagogischen Geschick im Geiste des Lesers allmählich seine Gedanken aufbauend — geht der große Meister bei der Lösung seiner Aufgabe zu Werk. Er giebt uns nicht gleich eine fertige Definition, die dann nachträglich analytisch behandelt, durch Umschreibung und Beispiele erläutert wird — nein, seine Methode ist wie alles natürliche Erfahren — synthetisch: wir müssen uns durch eine 120 Druckseiten umfassende, zusammenhängende Gedankenreihe durcharbeiten, bis alle nothwendigen Elemente des Begriffes zusammengetragen und geordnet sind — bis die Formel für den Begriff in ihrer gedrungenen, alles Wesentliche in kürzester Form enthaltenden, abgerundeten Gestalt vor uns dasteht. Für den aufmerksamen Leser bedeutet nun aber auch und vergegenwärtigt jedes Wort den Inhalt einer ganzen Abhandlung, welcher sich auf's treueste dem Gedächtnis einprägt.

Diese Formel und unser Verständniß dafür scheinen bei der Lektüre organisch zu wachsen. Das wesentlichste, augenfälligste Merkmal des Begriffes wird zunächst herangezogen, in einem Satz ausgesprochen und seine durchgehende Gültigkeit bei allen Vorgängen, die wir mit dem Worte Entwicklung bezeichnen, nachgewiesen. Dieses Merkmal, dieser Satz ist gleichsam die Keimzelle, aus der das ganze künftige Gedankengebilde hervorgeht, sich differenzirt und auswächst: bei der nun folgenden Besprechung desselben stellt sich die Nothwendigkeit von Ergänzungen, Beschränkungen oder weiteren Zusätzen heraus, — am Schluß eines jeden neuen Kapitels ist unsere Formel um einige wenige bedeutungsvolle Worte gewachsen, und so geht es Schritt um Schritt fort, bis der Gedanke seine volle Ausprägung in der Schlußformel erhalten hat.

Wissenschaftliches Erkennen unterscheidet sich von sonstigem Wissen und Erkennen, abgesehen von der größeren Strenge und Genauigkeit, darin, daß es sich dabei nicht um gelegentliches und ungeordnetes Erfassen dieser oder jener Einzelthatsache handelt, sondern, daß es Erkenntnisse sind, die typische Bedeutung haben;

es ist ein Wissen von Gesetzen, von Allgemeinheiten. — — Auch bei der Gliederung und Rangabstufung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ist es ein entscheidendes Merkmal, ob es sich um mehr oder weniger umfassende Allgemeinheiten handelt. Die oberste Stelle nimmt in dieser Hinsicht die Philosophie ein, schlechthin als die Wissenschaft von den letzten und umfassendsten Allgemeinheiten. Je tiefer eine Disciplin zu der Betrachtung und Erforschung von Spezialitäten und Einzelthatfachen absteigt, desto geringer ist ihr philosophischer Gehalt (womit ihr, nebenbei gesagt, nichts von ihrem Werth und ihrer Würde genommen sein soll) — je höher sie andererseits zu den großen Gesetzen alles Daseins aufsteigt, desto größer ist derselbe. Je mehr ein Schriftsteller, und sei es auch ein Novellist, Romanschreiber, Feuilletonist — in seiner Darstellung bemüht ist, die Einzelthatfachen in Natur und Leben als von jenen allgemeinen Gesetzen beherrscht und getragen darzustellen, um so mehr werden wir ihn einen Philosophen nennen können — und so ist auch im täglichen Leben das Verhalten jedes einzelnen Menschen mehr oder weniger „philosophisch,“ je nachdem er ein zerstreutes Dasein führt oder seinen Erlebnissen Zusammenhang zu geben weiß — ob er nach Zufälligkeiten oder nach Ideen lebt und sein Leben anschaut.

In seinem Werke „Die Grundlagen der Philosophie“ sucht nun Spencer zu den letzten, allgemeinsten, das gesammte Leben des Universums wie auch aller Einzeleristenzen in demselben beherrschenden Merkmalen vorzudringen und glaubt in der „Entwicklung“ und ihrem Gegenstück der „Auflösung“ — wie er dieselben im Folgenden erläutert — das oberste Gesetz des Verhaltens alles dessen gefunden zu haben, was da entsteht, wird und vergeht. Die Geschichte jeder Einzeleristenz, jedes Dinges — ist ein Verlauf, der mit seiner Entstehung anhebt und dann nach kürzerer oder längerer Dauer mit seinem Vergehen abschließt. Das ist eine Wahrheit von der größten Allgemeinheit — so sehr, daß sie fast trivial erscheint!

Was geht denn nun aber eigentlich vor sich, wenn ein Ding entsteht? In einer eingehenden Prüfung dieser Frage zeigt uns Spencer, daß ein Ding, sei es ein Lebewesen oder gehöre es dem Reich der anorganischen Materie an, nur insofern entsteht,

als seine bereits vorhandenen Bestandtheile, die ehemals zerstreut und aufgelöst in der Natur gegenwärtig waren, räumlich zu einer engeren Gruppierung zusammentreten, wobei sie einen Theil ihrer relativen Bewegung einbüßen; denn es können Bestandtheile nicht zu einem Ganzen sich vereinigen, ohne etwas von ihrer beziehentlichen Bewegung zu verlieren.

Somit ist das erste allgemeine Merkmal der Entstehung oder besser Entwicklung von Etwas gefunden; Spencer faßt es in die vorläufige kurze Formel zusammen: Integration des Stoffes und damit verbundene Zerstreung der Bewegung.

Der der Entwicklung entgegenarbeitende Prozeß der Auflösung besteht hingegen in einer Absorption von Bewegung mit begleitender Disintegration des Stoffes (die Worte Integration, Disintegration bedeuten, das erstere: Vereinigung zu einem Ganzen, das letztere: Aufhebung des Zusammenhanges). Es können vereinigte Theile nicht anders getrennt werden, als durch Mittheilung von Bewegung, daher geht, wie gesagt, die Auflösung unter Absorption von Bewegung vor sich.

Die beiden Prozesse stellen die Geschichte jeder wahrnehmbaren Existenz in ihrer einfachsten Form dar; denn jede Veränderung, die irgend ein Ding erleidet, ist immer ein Fortschreiten in der einen oder der anderen Richtung. Alle Dinge wachsen oder zerfallen, alle Dinge nehmen an Masse zu oder schwinden dahin, alle nehmen Bewegung, sei es als Wärme oder in anderen Formen, auf oder theilen solche anderen Körpern mit: kurz, jede Undersvertheilung des Stoffes oder der Bewegung in einem körperlichen Aggregat ist entweder ein Fortschreiten zur Integration oder Disintegration, — in der Entwicklung oder in der Auflösung. Dabei ist nochmals besonders in's Auge zu fassen, daß die Integration des Stoffes immer mit Zerstreung der Bewegung verbunden ist und umgekehrt die Disintegration des Stoffes mit Aufnahme von Bewegung. Wo sich Stoff anhäuft, gelangt er zu einer relativen Ruhe: Bewegung wird abgegeben; — durch Mittheilung und Aufnahme von Bewegung wird der Stoff aufgestört, die Theile eines Aggregats werden versprengt: — Wenn ein Körper beispielsweise Wärme, d. i. Bewegung, abgibt, so erstarrt er, seine Theile lagern sich dichter an einander, er wird

integriert, wenn er dagegen Wärme aufnimmt, so beginnt damit sein Auflösungsprozeß (alle Verwesung verläuft unter dem Einfluß der Wärme schneller) — der Körper nimmt durch die Wärme an Volumen zu, seine Theilchen rücken von einander ab, bei zunehmender Wärme verlieren sie immer mehr ihren festen Zusammenhang, — derselbe wird im flüssigen Zustande ganz labil und schließlich ist im gasförmigen Zustande die Auflösung vollzogen, die Theile sind gänzlich versprengt.

Die beiden Grundprozesse der Entwicklung und Auflösung gehen an allen Existenzen stets gleichzeitig und neben einander vor sich; keiner von ihnen kommt im ganzen Verlauf der Geschichte einer wahrnehmbaren Existenz je zum Stillstande. Im ersten Abschnitt einer solchen Geschichte herrscht im Ganzen die Integration vor, das Individuum wächst, dann pflegt ein Abschnitt zu folgen, in welchem relatives Gleichgewicht ist, der letzte Abschnitt ist durch ein Ueberwiegen der Disintegration bis zur gänzlichen Auflösung gekennzeichnet. In keinem Augenblick jedoch halten sich Zunahme und Abnahme die Waage, oder nehmen sie auch nur ein konstantes Verhältniß zu einander an, sondern, wie der Rhythmus das allgemeine Gesetz aller Bewegung ist, so ist auch hier ein ewiges Schwanken, ein Steigen und Sinken der gegen einander arbeitenden Prozesse vorhanden.

In der bisher gefundenen Formel: Integration des Stoffes mit begleitender Zerstreuung der Bewegung — ist das allgemeinste Merkmal der Entwicklung erfaßt: es giebt keinen Entwicklungsvorgang, bei welchem dieses Merkmal fehlte. Wenn gleich es jedoch Entwicklungsprozesse giebt, die außer demselben nichts aufzuweisen haben — wie z. B. die Ablagerung eines Sediments am Grunde einer Flüssigkeit, — so ist der Begriff damit doch noch nicht vollständig erschöpft, denn in den allerwenigsten Fällen handelt es sich um eine derartige „einfache Entwicklung,“ sondern fast immer ist die Entwicklung, wo sie auch auftreten mag, das, was Spencer „zusammengesetzte Entwicklung“ nennt. Bevor daher Spencer dazu schreitet, an einer zweckmäßig geordneten Reihe von Beispielen das oben gekennzeichnete Gesetz zu erläutern und sein durchgehendes Zutreffen nachzuweisen — sucht er, ohne seine Formel vorläufig noch durch

weitere Zusätze zu vervollständigen, andeutungsweise eine Vorstellung von der zusammengesetzten Entwicklung zu geben, um den Leser dadurch für das Verständniß des Folgenden besser zu befähigen. Um es kurz zu sagen: das Merkmal zusammengesetzter Entwicklung ist, daß ein materielles Aggregat während seines Aufbaues — seiner Integration — nicht zu einem zufälligen, innerlich unterschiedslosen Klumpen geballt wird, sondern daß es dabei eine ausgesprochene innere Gliederung erfährt. In Spencer's Sprache rückübersetzt heißt das: neben der primären Integration gehen sekundäre Andersvertheilungen des Stoffes vor sich.

Die Bedingungen für eine besonders reiche Entfaltung solcher sekundärer Gliederungen während des allgemein fortschreitenden Wachsthumes sind vorzüglich in den organischen Körpern gegeben und zwar sieht Spencer dieselben in folgenden Eigenschaften:

Zunächst darf die Entwicklung nicht so schnell vor sich gehen, daß für die nebenbeilaufenden, sekundären Prozesse keine Zeit übrig bleibt. Ferner: das Aggregat darf bei seiner Integration nicht zu viel Bewegung zerstreuen, sondern muß möglichst viel davon zurückbehalten, weil die zurückgehaltene Bewegung das Zustandekommen sekundärer Andersvertheilungen erleichtert. Spencer führt zum Verständniß dieser im Uebrigen genügend auf Erfahrungen gestützten Thatsache ein besonders einfaches und instructives Beispiel an: — wenn wir in ein Gefäß voll Getreidekörner etwa eine Bleikugel thun, so hat die Schwerkraft sofort das Bestreben, in diesem körperlichen Aggregat eine Andersvertheilung hervorzurufen, insofern die Kugel unter ihrem Einfluß die Tendenz hat nach unten zu sinken; — allein der Widerstand der ruhenden Körner ist genügend, um die Bleikugel in ihrer Anfangslage in der oberen Schicht zu erhalten. Schütteln wir aber das Gefäß, so wird diese Widerstandskraft herabgesetzt: die labil gewordenen Körner können die sekundäre Andersvertheilung nicht mehr hindern, die Bleikugel sinkt allmählich zu Boden. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese Thatsache noch genauer verfolgen — es genüge uns, im Auge zu behalten, daß in einem Aggregat, dessen Theile in Bewegung begriffen sind, durchschnittlich ein geringerer Widerstand gegen Andersvertheilungen vorhanden ist.

Es sind nun bekannte Thatsachen der Physik und Chemie, daß die flüssigen Körper mehr Molekularbewegung enthalten als die festen (der flüssige Zustand tritt ja auch durch Zufuhr von Wärme, d. i. Molekularbewegung ein) — und daß ferner diejenigen Stoffe eine größere Molekularwärme und damit zugleich auch eine größere Zerfetzlichkeit besitzen, deren chemische Zusammensetzung eine komplizirtere ist.

Die Körper der organischen Wesen zeichnen sich aber gerade durch diese Eigenschaften aus: sie bestehen vorzugsweise aus den Kohlen- und Stickstoffverbindungen, die bekanntlich von der komplizirtesten chemischen Struktur sind, und sind reich an beweglichen flüssigen Bestandtheilen, — und daß es gerade der Gehalt an Molekularbewegung ist, der den Organismen die große Entwicklungsfähigkeit giebt, dafür spricht auffallend der Umstand, welche Rolle im Leben der Pflanzen und Thiere Wasser und Sonnenwärme spielen. — Aber noch ein anderes ist es, was die organischen Körper auszeichnet und sie zu einer hochgradigen Entwicklung geeignet macht. Dieses läßt sich am besten an einem Beispiel ausführen: — Wenn heiße Dämpfe kondensirt werden und sich zur Flüssigkeit integriren, so wird dabei noch eine gewaltige Menge Molekularbewegung zurückgehalten. Es finden dementsprechend in Flüssigkeiten von relativ hoher Temperatur auch energische Andersvertheilungen in Form von inneren Strömungen statt. Allein sie werden nicht wahrgenommen, so rasch und umfangreich sie sein mögen, weil sie in der Flüssigkeit keine bleibende Spur hinterlassen. „Bei der Annäherung an den festen Zustand gelangen wir auf einen Punkt, wo der Stoff plastisch wird, wo Andersvertheilungen immer noch, aber viel weniger leicht vorgenommen werden können und wo dieselben eben der geringen Veränderlichkeit wegen, eine gewisse Dauer erreichen, eine Dauer jedoch, die nur dann vollständig gesichert ist, wenn weitere Verfestigung jede fernere Andersvertheilung unmöglich macht.“

Die körperlichen Bestandtheile der organischen Wesen sind nun im höchsten Grade plastisch mit ihrer für diesen Zweck so sehr geeigneten Vereinigung fester, Gestalt und Dauer verleihender und labiler, eine große Menge innerer Bewegung enthaltender Bestandtheile, die in ihrem Zusammenwirken die große Fülle

langsam vor sich gehender, sich genügend verfestigender, sekundärer Andersvertheilungen gestattet.

Nachdem nun in allgemeinen Umrissen der Begriff der Entwicklung gekennzeichnet ist und hervorgehoben, daß die Entwicklung mit Ausnahme der allereinfachsten Prozesse stets zweierlei umfaßt, nämlich erstens: Verdichtung, festere Verknüpfung, Ansammlung, mit einem Wort Integration des Stoffes: — Wachstum, und zweitens: innere Gliederung und Anordnung der Theile des sich entwickelnden Aggregats: — Organisation, geht Spencer zur genaueren inductiven Behandlung der ersten Seite des Entwicklungsgesetzes über, indem er uns an einem überaus reichhaltigen Material von Erfahrungsthatfachen zeigt, daß das von ihm ausgesprochene Gesetz bei allen Entstehungs- und Entwicklungsprozessen seine Bestätigung findet, seien diese nun kosmischer oder terrestrischer, anorganischer, organischer oder auch überorganischer Natur (mit letzterem Terminus wird die Welt geistigen Lebens bezeichnet).

Zunächst sind es die Thatfachen der Astronomie, welche es hinlänglich wahrscheinlich machen, daß die sog. Kant-Laplace'sche Nebular-Hypothese Recht hat, welche die Entstehung der Himmelskörper mit ihren Trabanten aus Konzentrationen locker vertheilter Nebelmassen erklärt. Aber abgesehen von dieser Hypothese liefert auch das Sonnensystem Beweise genug: die Sonne integrirt fortwährend Stoff durch Aufnahme der auf sie in Massen einstürzenden Meteore — ein Schicksal, dem auch die Planeten und die um die Sonne kreisenden Kometen langsam entgegengehen. Dabei wird unausgesetzt eine große Menge Bewegung in Form von Wärme ausgestrahlt: die nothwendige Begleiterscheinung der fortdauernden Integration der Sonnenmasse.

Es folgen Beispiele aus dem Gebiet der terrestrischen Erscheinungen: die Erde kann noch zur Zeit, wo sie sich an ihrer Oberfläche unter die Rothgluthhize abgekühlt hatte, nicht die ungeheuren Wassermassen auf ihrer Oberfläche gehabt haben, die heute drei Fünftel derselben bedecken, sondern diese müssen damals in Form heißer Dämpfe der Atmosphäre angehört haben: erst mit weiterer Abkühlung der Erde sind die Wassergase zur Flüssigkeit integrirt worden, was sie noch in viel größerem Maßstabe wären,

wenn hier nicht der Integration ein beständiger Auflösungsprozeß entgegenarbeiten würde, insofern das Wasser beständig durch Aufnahme von Sonnenstrahlen wieder verdunstet. —

Die Thatfachen der Geologie sprechen auch für eine seit der Entstehung der Erde begonnene und eben noch fortdauernde stetige Integration derselben, — was auch mit den neuesten modernen Erdbeben-theorien übereinstimmt: die Erde wird im Inneren weiter kontrahirt, — die hart gewordene, unelastische oberste Schicht folgt, wird faltig und brüchig — bildet dadurch Oberflächenerhöhungen heraus und ruft beim Bersten Erschütterungen hervor. Nebenbei laufen an der Erdoberfläche unzählige lokale Integrationen, aber auch Auflösungsprozesse einher: hier wird Land abgespült, ein Felsen wird abgewaschen, dort bilden Ablagerungen des Meeres neues Festland.

Gehen wir zum organischen Leben über, dessen Schauplatz die Oberfläche der Erde ist, so sehen wir, wie jede Pflanze wesentlich dadurch wächst, daß sie Stoffe in sich vereinigt, die bisher gasförmig in der Atmosphäre vertheilt waren; denn die Ernährung geschieht ja vorzugsweise durch die Blätter und nur zum weit geringeren Theile durch die Wurzeln. — Die Thiere unterhalten ihr Wachsthum auch theilweise durch Aufnahme von Gasen, aber mehr noch durch Stoffe, die bereits durch Pflanzen oder andere Thiere integrirt waren.

Während des allgemeinen Wachsthums von der Zelle, die im Gewebe des Eierstockes eingebettet ist, bis zum ausgewachsenen Individuum — gehen ununterbrochen sekundäre Entwicklungsprozesse vor sich. Die Entwicklung eines jeden Gliedes, eines jeden Organs, einer jeden Zelle ist eine solche sekundäre, lokale Integration. Das Auswachsen und die Verfestigung der einzelnen Theile geht mit fortschreitendem Alter immer weiter vor sich (man denke nur an die Vorgänge am menschlichen Schädel) — Knorpel werden zu Knochen, unzusammenhängende Knochen wachsen zusammen — das ganze Gewebe wird dichter und zäher. Dürfen wir uns nun auch der Hypothese bedienen, welche in den niederen und höheren Arten und Gattungen der Organismen eine Entwicklungsreihe erblickt — der bekannten Darwinschen Hypothese, — so können wir in aufsteigender Richtung dieser Reihe eine Fülle

von fortschreitenden Integrationen erkennen; ich erlaube mir hierfür einige Beispiele mit Spencer's eigenen Worten anzuführen: „Von longitudinaler Integration liefert uns das Unterreich der Annulosen (Gliederthiere) eine Fülle von Beispielen. Die niedrigeren Formen desselben, wie die Würmer und die Tausendfüßler, zeichnen sich meistens durch die große Anzahl der sie zusammensetzenden Segmente aus; dieselbe kann in einigen Fällen bis auf mehrere Hundert ansteigen. In den höheren Abtheilungen jedoch, bei den Krustaceen, Insekten und Spinnen, sehen wir diese Zahl auf 22, 13 und selbst noch weniger reduzirt, während in Verbindung mit dieser Reduktion eine Verkürzung oder Integration des ganzen Körpers auftritt, die ihr Extrem in der Krabbe und Spinne erreicht. Die Bedeutung dieser Gegenätze für die allgemeine Lehre von der Entwicklung wird erst klar, wenn man berücksichtigt, daß dieselben genau den Verschiedenheiten entsprechen, welche während der Entwicklung eines einzelnen Gliederthieres zur Erscheinung kommen. Beim Hummer bilden der Kopf und der Brusttheil zusammen eine feste Kapsel, die aus der Verschmelzung einer Anzahl von Segmenten hervorging, welche im Embryo gesondert erkennbar waren. — Ebenso finden wir beim Schmetterling Segmente, die so viel inniger mit einander verbunden sind, als sie es bei der Raupe waren, daß sie, zum Theil wenigstens, nicht mehr von einander zu unterscheiden sind. Auch die Wirbelthiere bieten in der Stufenfolge ihrer verschieden hoch stehenden Klassen ähnliche Beispiele einer longitudinalen Verschmelzung. Bei den meisten Fischen und bei denjenigen Reptilien, die keine Gliedmaßen besitzen, verwachsen die Wirbel nirgends mit einander. Bei den meisten Säugethieren und Vögeln dagegen verschmilzt eine wechselnde Anzahl von Wirbeln, um das Kreuzbein zu bilden, und bei den höheren Affen und beim Menschen verlieren auch die Schwanzwirbel ihre gesonderte Individualität und gehen in ein Kreuzbein über. Das, was wir als transversale Integration unterscheiden, findet unter den Gliederthieren seine beste Bestätigung in der Entwicklung des Nervensystems. Abgesehen von seinen im höchsten Grade rückgebildeten Formen, welche keine deutlichen Ganglien erkennen lassen, ist beobachtet worden, daß die niedrigeren Gliederthiere und übereinstimmend damit die Larven der höheren, durchgängig eine doppelte

Ganglienfette besitzen, die von einem Ende des Körpers zum andern verläuft; bei den vollkommener ausgebildeten Gliedertieren dagegen verschmilzt diese doppelte Ganglienfette zu einer einfachen. Newport hat den Vorgang dieser Konzentration beschrieben, wie er bei den Insekten vorkommt, und Rathke hat dasselbe für die Krustaceen festgestellt. — In den frühesten Lebensstadien von *Astacus fluviatilis* (dem gemeinen Flusskrebs) ist für jeden Ring des Körpers ein Paar gesonderter Ganglien vorhanden. Von den vierzehn Paaren, die dem Kopf und Brusttheil zugehören, verschmelzen die drei vor dem Munde gelegenen Paare in eine Masse und bilden das Gehirn oder das Kopfganglion. Unterdessen vereinigen sich von den übrigen die vordersten sechs Paare jeweils ebenfalls in der Mittellinie, während die andern mehr oder weniger getrennt bleiben. Von diesen so entstandenen sechs Doppelganglien verwachsen die vorderen vier zu einer Masse, die hinteren zwei ebenfalls, und dann verschmelzen diese beiden Massen in eine einzige. Hier sehen wir also longitudinale und transversale Integration gleichzeitig vor sich gehen, und bei den höchsten Krustaceen schreiten beide noch weiter fort.“

Zu den Integrationen der organischen Welt muß man auch die Wechselbeziehungen rechnen, in welche die Individuen derselben Art oder aber auch verschiedener Arten zu einander treten und dadurch in gegenseitige Abhängigkeit gerathen.

„Mehr oder weniger Neigung zu gesellschaftlicher Vereinigung ist allgemein unter den Thieren verbreitet, und wo sie stark ausgeprägt ist, da besteht neben der einfachen Heerdenbildung noch ein gewisser Grad von innigerer Verbindung. Geschöpfe, die in Rudeln jagen, Schildwachen ausstellen oder von Anführern geleitet werden, stellen durch gemeinschaftliches Handeln theilweise verschmolzene Körperschaften dar. Bei polygamisch lebenden Säugthieren und Vögeln geht diese gegenseitige Abhängigkeit noch weiter, und die gesellig lebenden Insekten zeigen uns Gesellschaften von Individuen von noch festerem Zusammenhang; einige derselben haben ja die Vereinigung so weit ausgebildet, daß die Individuen vereinzelt garnicht mehr leben können.“

Aber auch zwischen Organismen verschiedener Gattung finden solche Integrationen statt. Pflanzen und Thiere, Thiere ver-

schiedener Gattung, sind in ihren Existenzbedingungen auf einander angewiesen, — und mit der höchsten Entwicklung des Kulturmenschen hat diese soziale Integration auch ihren Gipfelpunkt erreicht.

Mit der letzten Betrachtung sind wir schon theilweise aus dem Gebiet des Organischen heraus und haben uns auf das nächsthöhere Gebiet des „Ueberorganischen“, wie Spencer es nennt, — auf das Gebiet des Geistigen begeben. Die Formel: Integration des Stoffes mit gleichzeitiger Zerstörung von Bewegung darf nun hier nicht mehr unmittelbar angewandt werden. Allein durch den engen Zusammenhang, in dem die geistige Entwicklung mit der physischen steht, ist es bedingt, daß die materiellen Vorgänge in den geistigen ihr Widerspiel finden. Wie wir aus dem veränderten Abdruck im Siegelwachs eine Veränderung des Stempels erkennen, so sehen wir in den Integrationen der sich fortentwickelnden Sprache, Wissenschaft und Kunst gewisse Integrationen der sich fortentwickelnden materiellen Beschaffenheit des Menschen und der Gesellschaft sich abspielen.

Es ist ein Verfahren, das man in den Sprachen aller Völker antrifft, — daß zur Bezeichnung ungewöhnlicherer Gegenstände neue Wörter durch Zusammensetzung von bereits gebräuchlichen gebildet werden, welche die Merkmale des zu Bezeichnenden beschreiben sollen. Diese Integration pflegt dann später noch weiter vorzuschreiten: Die Wörter schmelzen zur Untrennbarkeit zusammen, schließlich sind die Bestandtheile nicht mehr herauszuerkennen. Je unentwickelter eine Sprache ist, desto weniger fest und beständig pflegt diese Integration zu sein, was man hauptsächlich aus der leichteren Trennbarkeit der zusammengesetzten Wörter und aus der großen Anzahl von Silben erkennen kann bei Wörtern, die beständig vorkommende Dinge und Handlungen bezeichnen. Der Tag heißt in der Pawneesprache: shakovroveeshairé, der Teufel tsahéekshkakovraiwah. Die Wörter Hand, Auge, Hund, Bogen sind mindestens dreisilbig — die einfachen Zahlwörter sind zwei- bis fünfsilbig, in der Nivaveesprache bis sieben-silbig. Bei den modernen Kultursprachen läßt es sich dagegen leicht verfolgen, wie stets die Tendenz zur Verschmelzung, Verkürzung und weiteren Integration besteht, wie die alten Formen

immer silbenreicher sind als die neuen; — am meisten integrirt erscheinen naturgemäß die am häufigsten angewandten Ausdrücke: „Good bye“ wird aus „Good be with you“, statt „ich wünsche Ihnen einen guten Morgen“ sagt man „moyn!“.

Es findet hier eine beständige Verdichtung des geistigen Inhalts statt; eine längere Gedankenreihe, eine reichlichere Anzahl begrifflicher Merkmale wird in einen möglichst kurzen sprachlichen Ausdruck eingeschlossen; Ansammlung, Verdichtung, Verfestigung, das ist auch hier der Vorgang wie bei den materiellen Integrationen.

Auch im Satzbau schreiten die Kultursprachen in der Richtung der Integration fort: die Rede wird zusammenhängender, die Sprachperioden werden fester gefügt, die Wörter im Satze durch Präpositionen, Flexionsilben und Conjunctionen in engere Beziehung zu einander gebracht. Wenn man die chinesische Sprache in dieser Beziehung mit den europäischen vergleicht, so tritt die stärkere Zusammenhangslosigkeit der ersteren deutlich hervor. Spencer charakterisirt das in folgenden Beispielen: Wenn wir statt zu sagen: ich gehe nach London, Feigen kommen aus der Türkei, die Sonne scheint durch die Luft, uns so ausdrückten: ich gehe Ziel London, Feigen kommen Ursprung Türkei, die Sonne scheint Durchgang Luft, so würden wir ungefähr nach Art der Chinesen sprechen. — Doch verlassen wir das Gebiet des Sprachlichen und wenden wir uns der Entwicklung der Wissenschaften zu. Auch hier überzeugt uns ein flüchtiger Blick, daß der Fortschritt im Wesentlichen in einer stets weitergreifenden Verknüpfung von Einzelerfahrungen zu Gesetzen von immer größerer Allgemeinheit und von Gesetzen zu Systemen von stets umfassenderem Umfang besteht. Die Wissenschaft in ihren ersten Stadien beginnt mit der Klassifizierung von Naturobjekten. Schon das Volk vollzieht hier die erste grobe Vorarbeit, indem es die verschiedenen Naturreiche als da sind: Steine, Pflanzen, Thiere zc. ohne Zuhülfenahme eines wissenschaftlichen Verfahrens unterscheiden lernt und innerhalb dieser umfassenden Naturreiche die Einzelobjekte in eine Fülle von Unterabtheilungen zusammenordnet und somit in seinem Geiste integrirt. Durch die Wissenschaft werden die dermaßen vom Volke geschaffenen, noch größtentheils verworrenen, unzulänglichen und rohen Zusammenhänge vollkommener, auf Grund geeigneterer Merkmale und schärferer

Beobachtung sicherer zusammengeordnet und somit noch inniger und besser integriert. Deutlicher noch läßt sich dieser Prozeß in jenen Wissenschaften verfolgen, die sich mit der Ermittlung der Gesetze des Geschehens beschäftigen. Wir wählen uns als Beispiel den Entwicklungsgang, den die Physik genommen hat: — Zuallererst sind es Naturgesetze von verhältnismäßig speziellem Charakter und geringerer Allgemeinheit, die also eine verhältnismäßig geringe Summe von Einzelercheinungen integrieren, die von den ersten Naturforschern ermittelt werden, so z. B. das Hebelgesetz, das nach Archimedes benannte Gesetz über den Gewichtsverlust von festen Körpern in flüssigen Medien u. u. Welch einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Integration bezeichnet es, wenn ein Newton findet, daß die von Galilei beobachteten Fallgesetze schwerer Körper an der Erdoberfläche und die von Kepler beobachteten Gesetze der Planetenbewegungen um die Sonne sowie überhaupt der Bewegungen sämtlicher Gestirne am Firmament identisch sind und in die e i n e kurze Formel des Gravitationsgesetzes zusammengefaßt werden können.

Ganze Abtheilungen der Physik, wie Schall- und Lichtlehre einerseits und die Lehre von der Elektrizität und vom Magnetismus andererseits, ist es gelungen unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen, und die jüngsten Versuche des zum Schaden der wissenschaftlichen Welt zu früh verstorbenen Physiklers Herz sind ein erheblicher Schritt zur Integration dieser beiden bereits in der oben angegebenen Weise zusammengeordneten Gruppen, da Herz es sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß die vier genannten Abtheilungen der Physik in einer allgemeinen Wellenlehre sich werden zusammenfassen lassen.

Wer einen genaueren Einblick in die außerordentlich geistvollen wissenschaftlichen Arbeiten unseres Landsmannes Nicolai Baron Dellingshausen genommen hat, der wird daraus ersehen haben, in wie folgerichtiger und kühner Weise der Verfasser derselben dem Ideale einer letzten und abschließenden Integration der gesammten anorganischen Naturlehre nachstrebt: nicht nur Akustik, Optik, Elektrizitätslehre und Magnetismus, sondern auch die Gesetze der Mechanik, die Erklärung der Gravitation und

der chemischen Vorgänge werden in einer einheitlichen, besonders gehandhabten Wellenlehre vereinigt.

„Und wenn,“ mit diesen Worten schließt Spencer sein Kapitel, „das möglich ist, was wir hier unter Philosophie verstehen, so muß sich schließlich eine universale Integration aller Wissenschaften erreichen lassen.“ — Wir können darüber nicht im Zweifel sein, daß Spencer das glaubt und daß er mit der Feststellung des universalen Entwicklungs- und Auflösungsgesetzes dieses Ziel im Wesentlichen gewonnen zu haben meint, indem er darin die all-gemeinsten charakteristischen Merkmale aller Vorgänge in der Welt der Erscheinungen und des menschlichen Erfahrens zum Ausdruck gebracht hat.

Zum Schluß dieser Reihe von Betrachtungen sei es mir gestattet, Spencer selbst noch einmal reden zu lassen: „Auch die industriellen und ästhetischen Künste liefern uns ebenso schlagende Beispiele. Der Fortschritt von rohen, kleinen und einfachen Werkzeugen zu vollkommenen, verwickelten und großen Maschinen ist ein Fortschritt in der Integration. Unter den sogenannten mechanischen Potenzen ist der Uebergang vom Hebel zum Rad an der Welle ein Uebergang von einem einfachen Agens zu einem aus mehreren einfachen zusammengesetzten Agens. Und vergleichen wir das Rad an der Welle oder irgend eine der in früheren Zeiten gebräuchlichen Maschinen mit den gegenwärtig verwendeten, so sehen wir, daß in jeder von unseren Maschinen mehrere von den ursprünglichen Maschinen zu einem Ganzen verbunden sind. Ein moderner Apparat zum Spinnen oder Weben, zur Verfertigung von Strümpfen oder Spitzen, enthält nicht blos einen Hebel, eine schiefe Ebene, eine Schraube, ein Rad an der Welle, alle mit einander verbunden, sondern mehrere derselben sind zu einem Ganzen integrirt. Ferner war in früheren Zeiten, wo die Kraft des Pferdes und des Menschen fast allein in Anwendung kamen, das bewegende Agens nicht mit dem bewegten Geräth verbunden; jetzt aber sind in vielen Fällen beide in eins verschmolzen. Der Feuerraum und der Dampfkessel einer Lokomotive sind mit der ganzen Maschinerie in Verbindung gebracht, welche der Dampf in Bewegung setzt. Eine noch ausgedehntere Integration ist in jeder Fabrik erreicht. Hier finden wir eine große Zahl komplizirter

Maschinen, alle durch Triebstangen mit derselben Dampfmaschine verbunden, alle mit dieser zu einem großen Apparat vereinigt.

Man braucht bloß die Mauerverzierungen der Aegypter und Assyrier mit modernen historischen Gemälden zu vergleichen, um sich den großen Fortschritt in der Einheit der Komposition, in der Unterordnung der Theile unter die Idee des Ganzen klar zu machen. Solche alte Freskogemälde sind in der That aus einer Anzahl von Gemälden zusammengesetzt, die nur in geringer gegenseitiger Abhängigkeit stehen. Die einzelnen Figuren, aus denen jede Gruppe besteht, lassen in ihren Stellungen nur unvollkommen und in ihrem Gesichtsausdruck ganz und garnicht die Beziehungen erkennen, die zwischen ihnen obwalten, — die einzelnen Gruppen könnten, ohne den Sinn erheblich zu stören, von einander getrennt werden, und der Mittelpunkt, an den sich das Hauptinteresse knüpft und der alle Theile zusammenhalten sollte, ist oft in keiner Weise ersichtlich. Dasselbe Wesen kennzeichnet auch die gewirkten Tapeten des Mittelalters. Es mag vielleicht eine Jagdscene darauf dargestellt sein, die Menschen, Pferde, Hunde, wilde Thiere, Vögel, Bäume, Blumen enthält, Alles regellos vertheilt, die lebendigen Gegenstände mannigfaltig beschäftigt und zumeist ohne daß erkennbar wäre, daß sie von ihrer gegenseitigen Nähe irgend eine Ahnung hätten. In den Gemälden aber, die seither erzeugt wurden, findet sich, so mangelhaft auch manche in dieser Hinsicht noch sind, doch stets eine mehr oder weniger deutliche Zusammenordnung, — eine Gruppierung der Stellungen, des Ausdrucks, der Lichter und Farben, die darauf abzielt, das Gemälde zu einem organischen Ganzen zu verbinden, und der Erfolg, mit welchem durch eine Mannigfaltigkeit von Bestandtheilen eine einheitliche Wirkung hervorgebracht wird, gilt als wesentliches Zeugniß für die erlangte Vollkommenheit.

In der Musik macht sich eine fortschreitende Integration in noch mannigfaltigerer Weise geltend. Die einfache, nur aus wenigen Noten bestehende Cadenz, welche in den Gesängen der Wilden in eintöniger Weise wiederholt wird, bildet sich bei gesitteten Völkern zu einer langen Reihe von verschiedenen, zu einem Ganzen verbundenen musikalischen Sätzen aus, und so vollkommen ist die Integration, daß die Melodie nicht in der Mitte

abgebrochen oder ihrer Schlußnote beraubt werden kann, ohne daß ein peinliches Gefühl von Unvollständigkeit in uns hervorgerufen würde. Wenn sich zu der Melodie eine Baß-, eine Tenor- und eine Altstimme gesellen und wenn zu der Harmonie der verschiedenen Stimmen noch eine Begleitung hinzugefügt wird, so erkennen wir darin Integrationen einer andern Ordnung, welche ebenfalls allmählich immer umfassender werden. Und noch um eine Stufe höher wird der Prozeß geführt, wenn die verschiedenen Soli, Konzertsstücke, Chorgeänge und Orchesterwirkungen zu dem großen Ganzen eines musikalischen Dramas vereinigt werden, dessen künstlerische Vollendung, um nochmals daran zu erinnern, in hohem Grade von der Unterordnung der Einzelwirkungen unter die Gesamtwirkung abhängt.

Endlich erkennen wir auch in den Künsten der litterarischen Darstellung, der erzählenden sowohl wie der dramatischen, ähnliche Verhältnisse. Die Geschichten der früheren Zeiten, wie diejenigen, mit welchen die Märchenerzähler des Ostens noch heute ihre Zuhörer unterhalten, sind aus aufeinanderfolgenden Vorfällen zusammengesetzt, die nicht allein an sich unnatürlich sind, sondern auch jedes natürlichen Zusammenhangs entbehren: es sind nur ebenso viele besondere Abenteuer, die ohne nothwendige Folgerichtigkeit an einander gereiht wurden. In einem guten Dichterwerk der Neuzeit dagegen werden die Begebenheiten recht eigentlich durch die Charaktere der unter bestimmten Bedingungen handelnden Personen herbeigeführt und ihre Reihenfolge oder ihre Eigenthümlichkeiten können deshalb auch nicht nach Belieben abgeändert werden, ohne die Gesamtwirkung zu schädigen oder ganz zu vernichten. Ferner werden uns die Charaktere selbst, die in früheren Dichtungen ihre betreffenden Rollen spielen, ohne daß ersichtlich wäre, wie ihre geistigen Verhältnisse durch einander oder durch die Begebenheiten bestimmt werden, heutzutage so dargestellt, daß sie durch moralische Beziehungen zusammengehalten werden und gegenseitige Wirkung und Gegenwirkung auf ihr Wesen ausüben.“

Wir haben uns überzeugen können, daß die Entwicklung von ihrer wesentlichsten Seite aus betrachtet ein Uebergang aus einer weniger zusammenhängenden Form in eine mehr zusammenhängende ist, welche durch Integration des Stoffes zu Stande

gebracht wird. Dieser Vorgang ist mit physikalischer Nothwendigkeit stets mit Zerstreung von Bewegung verbunden; dadurch wird das sich integrierende Aggregat zu einem Ausgangspunkt von Wirkungen auf die Umgebung, zu einem aktiven Centrum, und diese Wirkungen steigern und vermehren sich mit fortschreitender Entwicklung des Aggregats. — Soviel über das Gesetz der einfachen Entwicklung.

Ich hoffe durch dieses gedrungene Referat ein Bild von der Gründlichkeit Spencerscher Darlegungen vor Augen gebracht zu haben. Die zusammengesetzte Entwicklung soll nicht in gleicher Ausführlichkeit behandelt werden. Ich werde es versuchen die Spencersche Formel in kurzen Worten zu erläutern und werde aus der Fülle der erklärenden Beispiele, welche Spencer für jeden einzelnen Satz seiner Formel giebt, einige besonders instruktive herausgreifen.

Der nächste Zusatz, den Spencer zu seiner bisher gewonnenen Formel macht, ist der, daß der Stoff während seiner Integration aus einem gleichartigen in einen ungleichartigen Zustand übergeht; d. h. während des Wachstums, das eine sichtbare Existenz in der Zeit seiner aufsteigenden Entwicklung erfährt, wird durch innere Differenzirung und besondere Verlagerung des Stoffes eine stets fortschreitende Mannigfaltigkeit des inneren Baues bewirkt. Jeder thierische Körper beginnt, so weit wir die Sache verfolgen können, seine Existenz mit einem winzigen, undifferenzirten Schleimbläschen, welches, auf den geeigneten Mutterboden gebracht und genügend mit assimilirbaren Stoffen versehen, alsbald energisch zu wachsen beginnt; aber energischer noch als das Wachstum ist die innere Differenzirung, welche das Wachstum begleitet: die eine Zelle spaltet sich, die Bestandtheile zerfallen abermals, und so geht das in geometrischer Progression vorwärts, während die einzelnen neu entstandenen Zellen unter einander einen stets ungleichartigeren Charakter annehmen, lokale Integrationen eingehen und sich so zu den höchst ungleichartigen Geweben und Organen eines thierischen Individuums zusammenschließen: welch ein enormer Fortschritt zur Ungleichartigkeit des inneren Baues hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit vollzogen, wenn das einstige, einfache, befruchtete Samenbläschen des weiblichen Eier-

stoces als reife Frucht den Mutterleib verläßt. — Ich greife noch ein zweites Beispiel und zwar aus der Reihe der überorganischen Entwicklungsprozesse heraus, um daran die fortschreitende Differenzirung des Gleichartigen zum Ungleichartigen nachzuweisen. Es ist die Thatsache, daß die verschiedenen Formen der Schriftsprache, der Malerei und der Bildhauerkunst, wie sich das historisch nachweisen läßt, einen gemeinsamen Ursprung haben: sie alle sind aus den Wandmalereien hervorgegangen, mit denen die alten Kulturvölker ihre Paläste und Tempel schmückten. Diejenigen Figuren und Bildnisse, welche in diesen bildlichen Darstellungen sich am häufigsten wiederholten, gewannen allmählich typisch-symbolische Bedeutung für gewisse Vorgänge oder Begriffe, und darin war der Anlaß zur Entwicklung der Bilderschrift gegeben, welche ihrerseits durch weitergehende Verkürzung und Vereinfachung in die Buchstabenschrift überging. — Die Umrisse der Figuren auf den Wandgemälden, wurden, um letzteren eine größere Deutlichkeit zu verleihen, häufig in die Wand geritzt: in diesem Verfahren liegt der Grund zur Entstehung des Relief's, welches mit der Zeit ausgeprägter gearbeitet wurde, bis die Figur sich als selbständiges Kunstwerk von der Wand löste, während es seine Abstammung vom Wandgemälde noch in der Bemalung verrieth, welche die älteren plastischen Bildwerke aufweisen. In späterer Zeit hat sich dann die Plastik selbständig weiterentwickelt und sich ihrerseits in ungezählte Varietäten differenzirt. Schließlich hat auch die Malerei sich von der Baukunst emanzipirt und sich als selbständige Kunst in mannigfache Gattungen, als da sind: historische, Landschafts-, Marine-, Bau-, Genre-, Thier-, Stilllebenmalerei u. s. w. getrennt.

„So sonderbar es also auch erscheinen mag, es bleibt nichts desto weniger ganz richtig, daß alle Formen der Schriftsprache, der Malerei und Bildhauerei in den politisch-religiösen Ausschmückungen alter Tempel und Paläste ihre gemeinsame Wurzel haben. So geringe Aehnlichkeit sie auch heutzutage haben: die Büste, die dort auf dem Sockel steht, das Landschaftsbild, das an der Wand hängt und der Abdruck der „Times“, der auf dem Tische liegt, sind entfernt verwandt mit einander, und zwar nicht bloß ihrem Wesen nach, sondern wirklich durch ihre Abstammung.

Das metallene Gesicht an dem Klopfer, den der Postbote eben in Bewegung setzte, steht in solchem Verhältnis nicht bloß zu den Holzschnitten der Illustrated London News, die er abliefern, sondern auch zu den Schriftzügen des billet-doux, welches jene begleitet. Zwischen dem gemalten Kirchenfenster, dem Gebetbuch, auf welches sein Licht fällt, und dem Denkmal an der Seite besteht Blutsverwandtschaft. Die Bildnisse auf unseren Münzen, die Zeichen an den Kaufläden, die Ziffern, welche jedes Hauptbuch füllen, das Wappenschild auf der Außenseite des Kutschenschlags und die Plakate inwendig im Omnibus sind nebst Puppen, Glaubüchern und Papiertapeten, direkte Abkömmlinge der rohen Bildhauer- und Malereien, durch welche die alten Ägypter die Triumphzüge und die Verehrung ihrer Gott-Könige darstellten. Es ließe sich wohl kaum ein anderes Beispiel finden, daß so lebhaft die Vielfältigkeit und Ungleichartigkeit der Erzeugnisse deutlich macht, die alle im Laufe der Zeit durch fortwährende Differenzirungen von einem gemeinsamen Grundstoff aus entstehen können."

Der zweite Zusatz zur Formel des Entwicklungsgesetzes lautet: Jede sichtbare Existenz schreitet während ihrer Entwicklung von einem verhältnismäßig unbestimmten zu einem ausgeprägteren und mehr bestimmten Zustande fort: es findet ein Uebergang von der Verwirrung zur Ordnung, vom Chaos zum Kosmos statt. — Wenn einen gesunden Organismus eine Krankheit befällt, so werden durch die entzündlichen Prozesse und die Gewebsveränderungen, welche die Krankheit verursacht, in den betreffenden Körper neue Momente der Ungleichartigkeit hineingetragen, und doch bedeuten diese Vorgänge für den Organismus nicht: Entwicklung, sondern: Auflösung. Die Krankheit hat die Tendenz, die bestimmte, ausgeprägte Organisation des gesunden Körpers zu vernichten und die einst so scharf gezeichneten Linien der Organisation zu verwischen. „Nicht anders soziale Veränderungen von außergesetzlicher Art. Die Mißstimmung, welche einem politischen Ausbruch vorausgeht, bringt eine Lockerung der Bande mit sich, durch welche die Bürger in besondere Klassen und Unterlassen abgegrenzt werden. Die Volksbewegung erzeugt auführerische Zusammenkünfte und verschmilzt gewöhnlich getrennte Rangordnungen mit einander. Unbotmäßige Handlungen durchbrechen

die der Führung des einzelnen gesetzten Schranken und streben die Linien zu verwischen, welche bisher Höhergestellte und Untergebene schieben. Durch die Stockungen des Handels verlieren zugleich Künstler und Andere ihre Beschäftigungen, und indem sie aufhören durch ihre Thätigkeit unterschieden zu sein, verlieren sie sich in der unbestimmten großen Masse. Und wenn es endlich zum Aufstande kommt, dann hören alle behördlichen und amtlichen Vollmachten, alle Klassenvorzüge und alle Unterschiede der Gewerbsthätigkeit auf: die organisirte Gesellschaft sinkt in den Zustand einer unorganisirten Zusammenhäufung gesellschaftlicher Elementarbestandtheile zurück.“ —

Es ist bisher nur von der Integration des Stoffes und den nebenhergehenden sekundären Uebersvertheilungen desselben geredet worden und nur gelegentlich ist dabei auf das Verhalten der Bewegung hingewiesen worden. Zwar ist es ausgesprochen worden, daß bei einer Ansammlung und Verdichtung des Stoffes, letzterer zu einer relativ größeren Ruhe gelangt, was nicht anders vor sich gehen kann, als wenn Bewegung von dem sich integrierenden Aggregat eingebüßt und den umgebenden Körpern mitgetheilt wird und daß das Aggregat auf diese Weise zum Ausgangspunkt von Kraftleistungen und Wirkungen auf die Umgebung wird. Allein eine zusammengesetzte Entwicklung mit fortschreitender innerer Organisation einer wahrnehmbaren Existenz wäre nicht denkbar, wenn dieselbe bei ihrer Integration alle die Bewegung, welche ihr von den sie integrierenden Bestandtheilen zugeführt wird, zerstreuen wollte: es bliebe ja dann nichts nach, um die inneren Verlagerungen zu bewerkstelligen. Die bei der Integration zugeführte Bewegung muß die Kosten sowohl der nach außen gerichteten Leistungen als auch der inneren funktionellen Vorgänge bestreiten. Hochentwickelte Existenzen, wie z. B. die Thiere höherer Ordnung halten ein sehr bedeutendes Quantum von Bewegung zurück, um ihre inneren Lebensfunktionen aufrecht erhalten zu können. Die Wärme des Blutes, die chemischen molekularen Energieen, die in den Säften und Geweben aufgespeichert sind, die Energie des zirkulirenden Blutes und der freisenden Säfte repräsentiren diesen zurückgehaltenen Vorrath an Bewegung.

Wie die sekundären Andersvertheilungen des Stoffes auf einen Uebergang von einem mehr gleichartigen und unbestimmten zu einem mehr ungleichartigen und bestimmten Zustande abzielen, so erleidet auch das Quantum an zurückgehaltener Bewegung eine entsprechende Umformung: auch die zurückgehaltene Bewegung wird bei aufsteigender Entwicklung immer mannigfaltiger, präziser und inniger zusammenhängend. Wir brauchen, um das Gesagte zu verstehen, uns nur im Geiste das innere funktionelle Leben im Körper eines niederen Weichthieres neben dasjenige im Körper eines hochentwickelten Säugethieres zu stellen und an das präzise arbeitende, höchst komplizirte Ernährungs-, Zirkulations-, Muskel- und Nervensystem des letzteren zu denken. Auch im sozialen Organismus sowie im höheren Nerven- und Geistesleben ist es nicht anders. Man denke an den komplizirten, präzisen Bewegungsapparat, den ein moderner Staat präsentiert, wie auch hier die anfangs diffusen, zerplitterten Kräfte und Bestrebungen der Individuen sich bei aufsteigender Entwicklung zu immer kräftiger werdenden Gesamtwirkungen von Körperschaften, Ständen und Institutionen integriren, immer mannigfaltiger werden und in besseren, präziseren Zusammenhang kommen.

Fassen wir jetzt rückblickend die wesentlichen Momente zusammen, so ergiebt sich als Endresultat, daß der Begriff der Entwicklung jeder wahrnehmbaren Existenz in ihrem universalsten Sinn folgende Theilbestimmungen in sich faßt: Es findet bei aufsteigender Entwicklung eine fortschreitende Ansammlung und Verfestigung des Baumaterials, des Stoffes statt; das Baumaterial wird in stets fortschreitendem Maße mannigfaltig verlagert. Diese innere Gliederung der Masse wird immer ausgeprägter, präziser und besser zusammenhängend. Während der Stoffansammlung, des Wachstums wird durch die zusammentretenden Bestandtheile dem sich bildenden Ganzen fortwährend Bewegung zugeführt, welche zum Theil auf die Umgebung übertragen und dadurch zum Träger der nach außen gerichteten Wirkungen wird, zum Theil aber zurückgehalten, sich zu inneren Funktionen herausbildet, wobei sie ebenso wie der Stoff von einer gleichartig-unbestimmten zu einer ungleichartig-bestimmten Anordnung schreitet; oder mit Spencer's eigenen Worten:

„Entwicklung ist Integration des Stoffes und und damit verbundene Zerstreuung der Bewegung, während welcher der Stoff aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte zusammenhängende Ungleichartigkeit übergeht, und während welcher die zurückgehaltene Bewegung eine entsprechende Umformung erfährt.“

Das ganze, viele Bände umfassende Lebenswerk Spencer's „Das System der Philosophie“ behandelt im Grunde genommen nichts weiter als die spezielle Darlegung des Entwicklungsgesetzes auf den einzelnen Lebensgebieten, wo dasselbe natürlich eine noch viel konkretere, lebendigere Gestalt gewinnt, als ihm hier in der Kürze und in allgemeinsten Zügen verliehen werden konnte.

Dieses universale Werdegeseß gilt in gleicher Weise beim Zustandekommen von Himmelskörpern, Sonnen- und Weltsystemen, wie bei der Entstehung eines Krystalls, eines animalischen Individuums oder eines Volkes; es beherrscht die anorganischen Entstehungsprozesse ebenso wie die organischen und überorganischen, seien es nun astronomische oder biologische Vorgänge, psychologische oder soziale. Wie sehr deutet solche universale Planmäßigkeit auf das Hervorgehen alles dessen, was ist, aus dem schöpferischen Willen eines einigen allmächtigen Wesens hin. Doch wir wollen nicht Eigenes in die Spencer'sche Darlegung mischen und nicht den Boden strenger Wissenschaft verlassen.

Die Wissenschaft und ihre oberste Disziplin, die Philosophie, so lehrt uns Spencer, hat es nur mit der geistigen Aufnahme, Sichtung und Ordnung der Erfahrungsthatfachen in der Welt der Erscheinungen zu thun. Sie weiß wohl von einer unendlichen Macht jenseits der Erscheinungen, welche die allmächtige, zengende und leitende Ursache derselben ist; sie ist auf das tiefste von ihrem Dasein und ihrer Bedeutung durchdrungen, aber in Demuth bekennt sie, daß sie hier vor einem für sie undurchdringlichen, heiligen Mysterium steht, dessen Schleier sie nicht zu lüften vermag. Das sind nicht mehr Dinge der Erkenntnis, hier schweigt die Wissenschaft, und Dichtung und Religion greifen ein, um dem Menschen geeignete Symbole für das Unausprechliche zu schaffen. Ich kann es mir nicht versagen, ein paar Verse

unseres Dichters Rückert hierherzusetzen, die ich in ähnlichem Zusammenhange von Prof. Friedrich Paulsen citirt gefunden habe:

Ein Vorhang hängt vorm Heiligthume
Gestickt aus bunten Bildern,
Von Thier und Pflanze, Stern und Blume
Die Gottes Größe schildern.

Die Andacht knieet anzubeten
Vor diesen reichen Falten;
Ein Lichtstrahl hinter den Tapeten
Verkläret die Gestalten.

Ich neige mich zum tiefsten Saume
Und küß' ihn nur mit Beben,
Mir fällt nicht ein im kühnstem Traume
Den Vorhang wegzuheben!

R. von Schulmann.





Baron Eduard von der Brüggen.

Selten ist in unserem Lande eine Nachricht mit so lebhafter Theilnahme und so schmerzlichem Bedauern aufgenommen worden wie die Trauerkunde von dem unerwartet raschen Hinscheiden Eduard von der Brüggen's. Man hatte allgemein das Gefühl, daß Kurland einen schweren unerseßlichen Verlust erlitten habe. Seinen Freunden, Allen, die ihn persönlich näher kannten und ihn noch eben munter und frisch gesehen hatten, war es zunächst ein kaum zu fassender Gedanke, daß er nicht mehr unter uns weile. Unter dem Eindrucke der frischen Trauer sind von verschiedenen Seiten dem Verewigten warme und pietätvolle Worte der Verehrung und des Dankes in den öffentlichen Blättern nachgerufen worden, sie haben Zeugniß davon abgelegt, welche Hochschätzung Brüggen unter seinen Landsleuten genoß. Wenn ich jetzt, nachdem der erste Schmerz gedämpft ist, das Gefühl des herben Verlustes aber lebendig fortbauert, es an dieser Stelle unternehme dem Dahingeshiedenen ein Blatt der Erinnerung zu weihen, so erfülle ich damit zunächst eine Pflicht des Herzens, da eine langjährige Freundschaft mich mit Brüggen verbunden hat. Es ist mir Bedürfniß, mir und andern das Bild des seltenen Mannes in voller Frische noch einmal zu vergegenwärtigen, ehe die Zeit es langsam und unmerklich erblaffen läßt, es ist gleichsam ein letzter Abschied, den ich von dem heimgegangenen Freunde nehme. Außerdem hat ein Mann wie Brüggen darauf Anspruch, von den

verschiedensten Gesichtspunkten aus aufgefaßt und geschildert zu werden. Es wird nur eine Skizze sein, die ich im Folgenden biete, nicht Weniges kann darin nur angedeutet, Anderes muß ganz übergangen werden. Ein volles Bild von Brüggens Persönlichkeit und Wirken zu entwerfen, ist gegenwärtig noch nicht möglich. Indem ich mich aber über ihn zu reden anschicke, ist es mir, als sähe ich den theuern heimgegangenen Freund vor mir, wie er mich ernst anblickt, und als hörte ich ihn mit dem aufgehobenen Finger der Rechten mir zuwinkend, wie er im Eifer zu thun pflegte, sprechen: ich hasse Schmeicheleien und Lobpreisungen. Ich werde ihn darum bei aller Verehrung und Liebe so schildern, wie er wirklich war, auch seine Schwächen nicht verschweigen, kurz so, wie ich es verantworten zu können glaubte, wenn ihm selbst diese Blätter vor die Augen kämen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst Brüggens äußern Lebensgang.

Er war am 4. Januar 1822 als das dritte von 6 Geschwistern zu Arishof in Kurland geboren. Sein Vater Julius v. d. Brüggen, der damalige Besitzer von Arishof, war ein durch seine Rechtschaffenheit und Redlichkeit allgemein geachteter Mann von aufrichtiger tiefer Frömmigkeit. Seine Mutter, Charlotte, geb. Baronesse Firks aus Heyden, war eine Frau von großer Begabung und guter Bildung; der Sohn hat, wie das so oft vorkommt, die geistigen Anlagen von der Mutter geerbt. Als Neunjähriger schon verlor Brüggens die Mutter im Jahre 1831, der Vater hat sich über diesen Verlust niemals völlig zu trösten vermocht und vergaß zunächst in seinem Schmerze alles. Da war es ein Glück, daß die Großmutter, Baronin Firks geb. Finc von Finkenstein, eine energische Frau, sich der Erziehung der Kinder annahm. Der junge Eduard erhielt, nachdem ihm die ersten Elemente des Wissens durch eine Gouvernante beigebracht waren, kurze Zeit von einem Hauslehrer, dem spätern Pastor Otto in Ungern, Unterricht und trat dann im August 1836 in die Tertia des Gymnasiums zu Mitau ein, wohin seine Großmutter mit ihm übergesiedelt war. Im Gymnasium zeichnete er sich durch großen Fleiß und gewissenhafte Arbeit aus. Von seinen Lehrern hat nur E. G. Engelmann eine tiefere Einwirkung auf ihn ausgeübt. Zu Johannis 1840

verließ Brüggen nach wohlbestandenem Abiturientenexamen das Gymnasium und bezog die Landesuniversität, um Jura zu studiren. Er trat in die Curonia ein und nahm auch am Burschenleben Antheil, vernachlässigte aber dabei das Studium durchaus nicht. Von seinen juristischen Lehrern verdankte er am meisten dem höchst anregenden charaktervollen C. D. von Madai und dem eleganten Latiniſten C. Eduard Otto. 1842 siedelte Brüggen nach Berlin über, um dort sein juristisches Studium zu vollenden. Der große C. F. v. Savigny las zwar nicht mehr, da er sehr zum Schaden der Wissenschaft Minister geworden war, aber sein Schüler, der ausgezeichnete Romanist G. F. Puchta, vor kurzem nach Berlin berufen, stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Seine vielbewunderten Vorlesungen übten auch auf Brüggen bedeutenden Einfluß aus und er hob noch in späteren Lebensjahren nicht selten hervor, wieviel er Puchta verdanke. Ob er auch andere juristische Professoren gehört, wissen wir nicht, ebenso wenig vermag ich anzugeben, ob er F. J. Stahls oder Leopold Ranke's Kollegien besucht hat. Jedenfalls hat er mit Fleiß und Ernst seinen Fachstudien obgelegen. Auch mit Philosophie hat er sich in Berlin viel beschäftigt, namentlich mit der Logik, dieser für den Juristen so wichtigen Disziplin; er hat Adolf Trendelenburg und Karl Werder fleißig gehört und auch ihre logischen Werke eifrig studirt. Das gährende, leidenschaftlich erregte politische Leben im damaligen Berlin hat auch Brüggen nicht unberührt gelassen. Er wurde ein Anhänger des fortgeschrittenen Liberalismus jener Tage, Arnold Ruges Schriften, Herweghs Gedichte und N. Prug' Satire: die politische Wochenstube las er mit Eifer und lebhafter Zustimmung. Man darf dabei nicht vergessen, daß die gesammte Jugend, die ideal Gesinnten unter ihr am meisten, damals dem Liberalismus anhing, ja sogar dem Radikalismus begeistert jubelte. Brüggen zeichnete sich unter seinen zahlreichen Landsleuten in Berlin durch die seltene Reinheit seines Sinnes und die ideale Richtung seines Geistes aus; alles Rohe und Gemeine war ihm in tiefster Seele zuwider. Früh gereift erschien er seinen Altersgenossen weit voraus in Urtheil und selbständiger Auffassung. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Deutschland kehrte Brüggen auf's trefflichste vorbereitet und mit einem reichen Schatz von Kenntnissen ausgestattet in die

Heimath zurück. Im Mai 1846 begann er seine Laufbahn im Landesdienste als Assessor des Grobinschen Hauptmannsgerichts. Die politischen Bewegungen des Jahres 1848 ergriffen ihn lebhaft und beschäftigten ihn in hohem Grade. 1852 wurde Brüggen Assessor des Mitauschen Hauptmannsgerichts. Auf dem Landtage von 1854, an dem er als Landbote für Sessau Theil nahm, wurde er in Folge des plötzlichen Todes des neuerwählten Ritterschasttssekretärs zum Protokollführer gewählt und waltete dieses Amtes in so glänzender Weise, daß noch lange seiner Sekretärthätigkeit gedacht wurde. Die Schärfe seiner Auffassung, seine ungewöhnliche Intelligenz machten sich hier zuerst bemerkbar und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Sehr bezeichnend ist die damals zirkulirende Anekdote, manche Redner hätten aus Brüggen's Protokoll mit Verwunderung ersehen, daß sie am Tage vorher viel klüger und einsichtiger gesprochen, als ihnen selbst bewußt war. 1856 wurde er Hauptmann zu Grobin. Hier lebte er in regem Verkehre mit dem Dichter Karl von Firks, der damals Friedensrichter des Kreisgerichts daselbst war. Brüggen nahm an den Lebensschicksalen des Freundes lebhaften Antheil und sprach auch später nicht selten mit liebevoller Wärme von dessen Streben nach dem Höchsten und seinem ernstern innern Ringen. 1859 wurde Brüggen dann Mitauscher Oberhauptmann und 1862 trat er als jüngerer Rath in das Oberhofgericht ein. In Folge seiner hervorragenden juristischen Tüchtigkeit wurde er im Mai 1864 zum Mitglied der Zentral-Justiz-Reformkommission in Dorpat erwählt und hat hier eine tiefeingreifende Thätigkeit entfaltet. Der Ausgang dieser Justizkommission ist bekannt. Als dann im November 1865 ein berathendes Comité in Sachen der Justizreform beim Generalgouverneur eingesetzt wurde, war Brüggen auch dessen Mitglied, trat aber bald aus ihm aus. 1868 wurde er zum Präsidenten des Konsistoriums gewählt. Im Oberhofgericht bekleidete er nach einander die altehrwürdigen Aemter eines Landmarschalls, Oberburggrafen, Kanzlers und seit 1886 das des Landhofmeisters; er sah mit Schmerz voraus, daß er der letzte sein werde, der diesen Titel führte. Im Dezember 1889 nahm das Oberhofgericht mit Einführung der neuen Justizverfassung ein Ende und damit schloß

auch Brüggens richterliche Thätigkeit. Präsident des Konsistoriums blieb er noch bis 1890, dann legte er auch dieses Amt nieder. Was er als Mitglied des Oberhofgerichts, in dem vorzugsweise die Zivilprozesse seiner Entscheidung unterlagen, geleistet, welche Bedeutung er für die heimische Rechtspflege gehabt, das auseinanderzusetzen und zu charakterisiren ist nicht meines Amtes und Berufes, ich muß das Sachkundigen überlassen. Aber gewiß ist: das hohe Ansehen, dessen sich das Oberhofgericht in den letzten Jahrzehnten im Lande erfreute, war zu nicht geringem Theile Brüggens Verdienst. Und mit welchem Ernst, Eifer und Fleiß er seines Richteramtes waltete, weiß Jeder, der ihn näher gekannt hat. Auch was er als Präsident des Konsistoriums für das Wohl der Kirche gewirkt und gearbeitet, kann hier selbstverständlich nicht auseinandergesetzt werden.

Aber noch auf einem anderen Gebiete hat Brüggen eine tiefeingreifende, fruchtbare Thätigkeit entwickelt, auf dem der Landespolitik. Seitdem er zuerst an dem Landtage von 1851/52 als Landbote für Grobin Theil genommen, ist er als Deputirter auf fast allen Landtagen und ebenso auf allen Konferenzen der folgenden 30 Jahre thätig gewesen. Was aber noch mehr sagen will und von seiner Bedeutung und seinem Ansehen auf der Landbotenstube ein glänzendes Zeugniß ablegt, ist die Thatsache, daß Brüggen nicht nur auf dem Landtage von 1858/59 einstimmig zum Landbotenmarschall gewählt worden ist, sondern daß er diese Vertrauensstellung noch viermal eingenommen hat und ihm außerdem dreimal das noch schwierigere Amt des Direktors der brüderlichen Konferenz übertragen worden ist. Meines Wissens ist keinem andern Mitgliede der Mitterschaft während dieses Jahrhunderts eine solche ehrenvolle Anerkennung und auszeichnende Würdigung zu Theil geworden. Der Landtag von 1881/82 ist der letzte, an dem Brüggen thätigen Antheil genommen hat, seitdem zog er sich von der aktiven Bethheiligung an der Landespolitik zurück. Zu einer vollen und gerechten Würdigung der großen Verdienste Brüggens um Kurland wäre es nothwendig die bedeutende Wirksamkeit, welche Brüggen als Landbote sowie als Landbotenmarschall oder Konferenzdirektor ausgeübt, eingehend zu beleuchten und zu charakterisiren. Allein das ist an dieser Stelle nicht möglich. Einem außerhalb

der Landbotenstube Stehenden kommt es nicht zu, über die dort geführten Verhandlungen und den Antheil eines hervorragenden Deputirten an denselben sich zu äußern; wenn ihm auch vieles von den Vorgängen auf den Landtagen bekannt geworden ist, er weiß davon doch nur durch die Berichte Anderer, wenn auch Nahebethelligter. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Angehöriger der Ritterschaft, der die letzten 45 Jahre oder wenigstens einen großen Theil von ihnen als Mithandelnder durchlebt hat, Brüggens Landtagsthätigkeit im Zusammenhange schilderte. Soviel ist aber allgemein bekannt, daß Brüggens energische, von genauer Sachkenntniß getragene Leitung, die Klarheit und Schärfe seiner Formulierungen, sein durchdringender, juristisch geübter Scharfblick, seine Unparteilichkeit und seine genaue Kenntniß der Verfassung zum gedeihlichen Fortgange der Verhandlungen, zur Ausgleichung widerstreitender Meinungen und zur Herbeiführung vieler für das Landeswohl wichtiger Beschlüsse außerordentlich viel beigetragen hat; gründlich motivirte Meinungsäußerungen von ihm haben, so sagt man, manchmal im letzten Augenblicke noch entscheidend auf die Beschlüsse der Landboten eingewirkt. Brüggen war allmählich eine allgemein anerkannte Autorität in allen Landtagsangelegenheiten geworden, an die man sich auch später oft wandte und deren Rath man einholte.

Was aber war es, was Brüggen ein so großes Ansehen im Lande verschaffte, seine Autorität zu einer allgemein anerkannten machte, seine ganz einzigartige Stellung begründete? Ohne Frage trug dazu seine hervorragende geistige Begabung und sein reiches Wissen nicht wenig bei. Sein heller, durch vieles Nachdenken und Studium gereifter Geist war auch schwierigen Problemen des Lebens wie des Denkens gewachsen, sein natürlicher durch Logik und juristische Thätigkeit geübter Scharfsinn vermochte auch verwickelte Fäden mit Leichtigkeit zu lösen, die Originalität seiner Gedanken überraschte immer von Neuem. Er war von einer außerordentlichen geistigen Regsamkeit und besaß eine umfassende, in die Tiefe gehende allgemeine Bildung. Jeder schwierigere Fall in seiner richterlichen Thätigkeit, jede verwickelte Frage, die ihm als Präsidenten des Konsistoriums aufstieß, veranlaßte ihn zu gründlichen eingehenden Studien, die alle dafür

in Betracht kommenden Schriften und Werke heranzog. Aber nicht auf seine Fachwissenschaft beschränkten sich seine Studien, das Gebiet seiner geistigen Interessen war ein viel weiteres. Er las und kannte die hervorragendsten Geschichtswerke der neueren Zeit und ebenso war es selbstverständlich, daß er der baltischen Geschichte stets lebendiges Interesse zuwandte. In gewissem Zusammenhange mit seiner Amtsthätigkeit steht seine langjährige Beschäftigung mit dem Gefängnißwesen, namentlich dem englischen, das er auf's genaueste kannte. Auch für Geographie interessirte er sich sehr und verfolgte die neueren Entdeckungen und Forschungsreisen, namentlich in Afrika, mit großem Eifer. Eine Lieblingsbeschäftigung endlich war für Brüggen das Studium der deutschen Sprache; er vertiefte sich gern in die Ableitung und den Zusammenhang der jetzigen Wörter und Sprachformen mit denen des Altdutschen und ebenso auch in die dialektischen Eigenthümlichkeiten des baltischen Sprachidioms. So war Brüggen auf mannigfachen Gebieten des Wissens heimisch wie wenige im praktischen Leben stehende Männer in unseren Provinzen. Es war daher ganz natürlich, daß er zum Präsidenten der Gesellschaft für Literatur und Kunst erwählt wurde und dieses Amt fast 25 Jahre lang innegehabt hat. Welchen regen Antheil er an den Verhandlungen der Gesellschaft und an ihren Sitzungen genommen, wie würdig er sie nach außen vertreten hat, ist allen Mitgliedern der Gesellschaft bekannt.

Aber reiches Wissen, Geist und Klugheit würden ebenso wenig wie die Aemter, die er bekleidete, allein hingereicht haben, um Brüggen die einzigartige Stellung, die er einnahm, zu verschaffen, am wenigsten in Kurland. Geistreiche Menschen hat es hier nicht wenige gegeben, ohne daß sie großen Einfluß ausgeübt haben, und Manche, die ein hohes Landesamt bekleideten, sind vorübergegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Das, was Brüggen so vielen Einzelnen, was er dem ganzen Lande geworden und gewesen ist, hat seinen tiefsten Grund in seinem Charakter; erst in Verbindung mit diesem übten seine geistigen Eigenschaften ihre volle Wirkung aus, durch ihn war er die eigenartige Persönlichkeit, die wir Alle kennen. Gewisse Seiten seines Wesens sprangen Jedem, der mit ihm in nähere Berührung kam, sogleich

in die Augen und sind daher auch überall hervorgehoben worden. Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit waren Grundzüge seines Charakters. Zu ihnen gesellten sich aber noch andere, nicht weniger ausgeprägte Eigenschaften, das waren die Festigkeit und die Ueberzeugungstreue, die absolute Zuverlässigkeit und das rückhaltlose Eintreten für der als richtig und wahr Erkannte. Verstellung, Intrigue, Kleinlichkeit waren ihm ganz unbekannt. Gerechtigkeit war das Leitstern seines Lebens, er übte sie gegen Jedem und ist in dem Streben nach völliger Unparteilichkeit politischen und sachlichen Segnern gegenüber manchenmal wohl zu weit gegangen. Aber dieses gewissenhafte Bestreben, auch dem Gegner nicht Unrecht zu thun, ist immer das Kennzeichen einer edlen hochgesinnten Natur. Brüggen würde kein echter Kurländer gewesen sein, wenn nicht in ihm auch etwas von der kurlischen Souveränität des Individuums gewesen wäre. Diese aus der Ordenszeit überkommene, durch die lange Verbindung mit Polen verstärkte und gesteigerte Selbstherrlichkeit des Einzelnen, diese Schrankenlosigkeit des Eigenwillens, diese Abneigung gegen jede Autorität sind mehr oder weniger in jedem Kurländer vorhanden. Oft genug führt diese Naturanlage zu körperlicher und geistiger Zerrüttung und nicht wenige begabte, vorzüglich beanlagte Naturen sind so durch Maß- und Zuchtlosigkeit, durch den Mangel an jeder Selbstbeherrschung elend zu Grunde gegangen. Wie ganz anders war Brüggen's Entwicklung! Von Natur mit einem leidenschaftlichen, leicht aufbrausenden, heftigen Temperamente ausgestattet, hat er diesem nicht die Zügel schießen lassen, sondern in strenger Selbstzucht und ernstem Ringen es zu bekämpfen und zu beherrschen gestrebt. Daß das, namentlich in früheren Jahren, ihm nicht immer gelungen, wird Niemand wundern, der die Menschennatur kennt. Hatte er sich aber einmal von einer leidenschaftlichen Aufwallung hinreißen lassen, so genügte der Appell an seinen Gerechtigkeitsinn, um ihn zu beruhigen und es war rührend und ergreifend, wie er dann oft nachher sein Unrecht zugestand. Brüggen war überhaupt ein Mensch, der fortwährend an sich arbeitete und es zu einer bewundernswürdigen Selbstbeherrschung gebracht hatte. Bei den qualvollsten Körperschmerzen, bei starkem Unwohlsein kam kein Laut der Klage über seine Lippen und ebenso verschloß er

Kummer und Seelenleiden tief in seine Brust. In diesem Sinne war er wirklich ein antiker Charakter und die tiefe Verschlossenheit, die ihm zur Natur geworden war, ließ nur selten und Wenige einen Blick in sein inneres Wesen thun. Mochte er auch bisweilen bei sich vordrängenden Gefühlsäußerungen und nur auf ein unbestimmtes Gefühl beruhendem Handeln über „Gefühlsduselei“ spotten, er selbst besaß ein tiefes Gefühl, das er aber keusch in sich verschloß, und ein reines tiefes Gemüth.

Einem alten Adelsgeschlechte des Landes entstammend hatte Brüggen wohl ein Gefühl seines Standes, aber alles junkerliche Wesen lag ihn völlig fern; ihm war die durch die Geburt ihm gewordene bevorrechtete Stellung nur ein Sporn und Antrieb, die damit verknüpften Pflichten und Aufgaben jeder Zeit in vollem Maße zu erfüllen. Und in der That, hat es je einen echten, wahren Edelmann gegeben, so war es Brüggen, das bezeugt sein ganzes Leben. Selbst wahrhaft gebildet, schätzte er die Bildung auch an Andern hoch und betrachtete jeden wirklich Gebildeten als einen Gleichstehenden. Er war sich seines Wesens wohl bewußt, wie das bei jedem ausgeprägten Charakter nicht anders sein kann, aber nie ließ er andere, zumal geistig unter ihm Stehende, seine Ueberlegenheit fühlen, nie empfanden die mit ihm Verkehrenden sein Uebergewicht drückend; nur die Schlechten und die selbstzufriedenen Thoren scheuten die fühlbare Wucht seiner Persönlichkeit. In ihm lebte wahre und echte Humanität, sie äußerte sich aber weniger in Worten als in Thaten und Handlungen und nie hat Jemand seine Hilfe angerufen, dem sie nicht zu Theil geworden ist. Und welches freundliche Wohlwollen beseelete ihn und welche Liebenswürdigkeit zeigte er fast immer, wenn man zu ihm kam. Es gab keinen treuern, keinen zuverlässigeren, keinen unerschütterlicheren Freund als Brüggen; wem er seine Freundschaft geschenkt hatte, der konnte unbedingt auf ihn bauen, für den war er auch jeder Zeit zu jedem Handeln, mochte es ihm persönlich noch so unangenehm sein, bereit. Jede Art von Menschenfurcht war ihm vollkommen fremd; sein stark ausgebildeter Unabhängigkeitsinn ließ nur das als Autorität gelten, was er achten und ehren konnte. Er drängte seine Meinung Niemand auf, und war im Allgemeinen duldsam gegen die Anderer, nur wenn

unüberlegter Widerspruch und unbegründete Einwendungen gegen seine wohlervogenen Ansichten und Ueberzeugungen erhoben wurden, konnte er ungeduldig werden oder fertigte er die Widersprechenden mit sarkastischer Ironie ab. Eine gutmüthige Ironie wandte er oft im Gespräch an, da zeigte er auch die ihm verliehene köstliche Gabe des Humors. Starken Zorn äußerte er nur gegen das Niedrige, Gemeine, Unwahre, wo es ihm entgegentrat und tiefen Widerwillen erregte ihm stets alles Gemachte, Gesprenzte, jede Art von eitler Selbstbespiegelung und selbstgefälliger Phrasenhaftigkeit. Sein ideal gerichteter Geist und die Reinheit seines Willens wirkten auf alle dafür irgend Empfänglichen stärkend und erhebend. Jeder wußte, das Brüggen nie bei seinem Reden und Thun geheime Hintergedanken hatte, Niemand zweifelte, daß, wenn Brüggen etwas aussprach, es ihm voller Ernst damit war. Dadurch wurde er der Vertrauensmann des ganzen Landes und das gute Gewissen Kurlands, wie man ihn treffend bezeichnet hat. Wieviel Streitigkeiten hat er geschlichtet, wie oft hat er als Schiedsrichter gewirkt, wieviele schwierige Fragen persönlicher und allgemeiner Art sind ihm zur Entscheidung vorgelegt worden! Bei seinem Ausspruche beruhigte man sich meist und wenn Brüggen etwas für nicht anständig erklärte, war damit das Urtheil gesprochen. Kaum je hat ein einzelner Mann bloß durch die Macht seiner Persönlichkeit, die Idealität seines Charakters ein so großes Ansehen in Kurland besessen wie er, in Kurland, wo man nicht so leicht einer Autorität sich beugt. „Das ist Brüggens Ansicht, so meinte auch Brüggen“ oder „Brüggen denkt ganz anders“ — das waren oft gehörte schwerwiegende Argumente und ebenso häufig hieß es, „wir wollen Brüggen um seine Meinung fragen“. Einen Mann zu besitzen, dem alles so vertraut, den Alle so hochachten und verehren, wie das bei Brüggen der Fall war, ist ein Glück und ein Segen für das Land, vor allem für die Korporation, der er angehört.

Brüggen war ein kluger, erfahrener Politiker und, es ist kaum nöthig das noch zu sagen, einer der edelsten Patrioten, der mit seinem ganzen warmen Herzen an der Heimath, an den baltischen Provinzen hing. Mit den Jahren wurde er immer konservativer, übrigens ohne in irgend eine Parteischablone sich

zu fügen. Staatsmann im vollen Sinne des Wortes war er nicht, ihm fehlte dazu der vorwärtstreibende Schaffensdrang, der berechnete Ehrgeiz Bedeutendes zu vollbringen und besonders das diplomatische Talent, das mit wechselnden Mitteln und auf verschiedenen Wegen das Ziel zu erreichen sucht. Es wäre ihm schwer, ja unmöglich gewesen seine Ueberzeugung zurückzudrängen, das von ihm als richtig Erkante nicht unumwunden auszusprechen und zu vertreten. Dazu kam, daß er sich durch seine lange richterliche Thätigkeit daran gewöhnt hatte, die Gründe für und gegen eine Sache aufs sorgfältigste und gründlichste zu prüfen und zu erwägen, und daß es ihm in Folge dessen schwer wurde rasche Entschlüsse zu fassen; das Streben nur ja alle in Betracht kommenden Momente nicht außer Acht zu lassen, verursachte, daß er bisweilen auch da zögerte, wo Andere mit Leichtigkeit zum Entschluß kamen.

Brüggen war eigentlich kein Redner, schwerflüssig, in verschlungenen Perioden entfloß die wohl vorbereitete Rede seinem Munde. Aber durch den Gedankenreichthum des Inhalts, durch die Macht der Persönlichkeit machten Brüggen's Reden doch tiefen Eindruck und waren von großer Wirkung.

Daß Brüggen ein tief sittlicher Charakter war, ergibt sich aus der bisherigen Ausführung von selbst, es sei gestattet noch ein paar Worte über seine religiöse Stellung hinzuzufügen. Sein Verhältniß zum christlichen Glauben hat im Laufe der Jahre manche Wandlungen durchgemacht, das ließ sich aus vereinzelt Andeutungen entnehmen, die er gelegentlich machte. Ueber religiöse Dinge sprach er sich, namentlich in früheren Jahren, nur höchst selten und ungern aus, er verschloß seine Gedanken in dieser Beziehung, wie seine Empfindungen, nach seiner Art, fest in sich. Ob er allen Glaubenssätzen der Kirche zugestimmt hat, lasse ich dahingestellt, aber das kann ich nach dem, was ich von ihm selbst in den letzten Jahren gehört und erfahren habe, mit Bestimmtheit aussprechen: Brüggen war mit Ueberzeugung ein evangelischer Christ. Wie hätte sich auch sein Charakter so entwickeln und solche Früchte bringen können, wenn er nicht auf ewigem Grunde geruht hätte?

Brüggen war unvermählt geblieben und entbehrte daher der Freuden und Sorgen des Familienlebens. Als seine Großmutter 1866 gestorben war, zog er mit seiner Schwester Lina und seiner Tante, der verwittweten Baronin Lina von Sacken-Dondangen, der Schwester seiner Mutter, einer klugen und höchst originellen Dame, zusammen. Er lebte nun jahrelang in einem angenehmen heiteren Familienkreise und hatte dabei doch die Möglichkeit nach Neigung und Bedürfniß sich stets zurückziehen zu können. Wem es vergönnt gewesen ist, namentlich an den Abenden, die alle drei Familienglieder beim Theetisch vereinigten, in diesem Hause zu verkehren, der wird der dort herrschenden angeregten und munteren Unterhaltung, an der die Tante einen wesentlichen Antheil hatte, stets mit Vergnügen sich erinnern. Der Tante, wie überhaupt den Damen gegenüber bewies Brüggen stets die größte Mitterlichkeit und Liebenswürdigkeit. Die Schwester, eine kluge, sehr gebildete Dame von großem Wohlwollen, liebte und verehrte den Bruder über Alles und war stets darauf bedacht, ihn zu erheitern und aus zeitweiliger Verstimmung und Mißmuth herauszureißen. Dieses schöne gemüthliche Familienleben erlitt einen schweren Stoß durch den Tod der Tante am 30. December 1886, und löste sich völlig auf, als auch die Schwester am 1. December 1891 aus dem Leben schied. Der Tod der Schwester war für Brüggen ein Schlag, den er aufs tiefste empfand; er hatte immer gemeint, er werde früher als sie sterben. Jetzt blieb er allein und einsam zurück; der einzige Bruder weilte seit vielen Jahren in weiter Ferne. Und dazu war Brüggen seit längerer Zeit schon körperlich behindert und gehemmt. Eine nicht rechtzeitig erkannte Knochenentzündung hatte bereits 1879 zur Amputation des linken Beines genöthigt; der künstliche Fuß, den er seitdem trug, verursacht immer wieder Entzündungen und Schmerzen des Stumpfes und machte ihm überhaupt weitausgedehntes und häufiges Gehen unmöglich. Brüggen trug dies harte Geschick anfangs sehr schwer, aber mit der ihm eigenen männlichen Fassung; die Gebundenheit und Beschränkung in der freien Bewegung empfand er auch später sehr schmerzlich. Er zog sich immer mehr von der Doffentlichkeit zurück. Nur das Amt des Direktors des mitaushen Bezirkscomités der evangelisch-lutherischen Unterstützungskasse übernahm

er noch 1891 und bekleidete es bis zu seinem Tode. Mit dem Leben hatte er eigentlich seit dem Tode der Schwester abgeschlossen und fühlte tief die Vereinsamung des Alters. „Die mit mir jung gewesen, sind nun meist dahin und die Bekannten aus späterer Zeit haben doch nicht zusammen mit mir dasselbe erlebt, daran merkt man das Alter,“ sagte er mir wehmüthig einmal im vorigen Herbst. Und wenn er auf sein Leben zurückblickte, meinte er wohl mißmüthig, er habe die in ihm vorhandenen Anlagen doch nicht so entwickelt und ausgebildet, wie er es hätte thun sollen. Solche Selbstkritik ist die Art edler Naturen, denen das, was sie geleistet und gewirkt haben, gering erscheint gegenüber dem ihnen vorschwebenden Ideale. Dabei blieb aber Brüggen frischen und regen Geistes bis zu seinem Lebensende. Er las außerordentlich viel und sprach mit großer Einsicht über die ihn gerade interessirende Lektüre; so beschäftigten ihn z. B. Taine, Les origines de la France contemporaine, Sybels und Treitschkes Geschichtswerke und namentlich Zherings Vorgeschichte des römischen Rechtes in seinen letzten Jahren und regten ihn zu mannigfachen Gedanken und Aeußerungen an. Er konnte in Gesellschaft noch ebenso heiter sein wie früher und scherzte gern. Den ihn Besuchenden empfing er mit der alten lebenswürdigen Freundlichkeit und seine Unterhaltung war bis zuletzt geistreich und voll origineller Gedanken. Nur darin zeigte sich das Alter, daß er stiller war als früher und bisweilen in sich versank. Eine Lieblingsbeschäftigung war ihm allezeit das Schachspiel, dem er viele Stunden widmete und in dem er es zu großer Fertigkeit gebracht hat. Wer ihn um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres gesehen hatte, der würde nicht geahnt haben, daß er uns so bald entrisßen werden würde. Nach kurzem, aber schwerem Leiden ist er am Morgen des 25. Januar heimgegangen. Nun sind sie geschlossen für immer, die hellen, klugen, guten Augen und was sterblich war von Brüggen, ruht jetzt in der Erde der Heimath, die er so warm und tief geliebt. Ein Mann wie er wird so bald nicht wieder erstehen, denn nur unter den Verhältnissen vergangener Zeit vermochte sich eine Individualität wie die seinige frei und ungehemmt zu entwickeln und auszugestalten. Diese Vereinigung von reinem Idealismus und echt kurischem

Wesen, wie sie in Brüggen sich einzigartig verkörperte, kehrt so nicht wieder. Wir, die wir ihn gekannt und geliebt haben, werden die Lücke, die sein Scheiden in unser Leben gerissen, immer schmerzlich empfinden und das, was er uns gewesen, festhalten, bis wir früher oder später ihm nachfolgen. Aber wenn auch Alle einst dahin sind, die ihn von Angesicht gekannt, sein edles Bild wird auch auf die spätern Geschlechter übergehen, denn nur mit Kurland selbst kann Eduard Brüggen's Gedächtniß untergehen.

H. Diederichs.





Notizen.

Der deutsche Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Während die ersten Kämpfe zwischen Deutschen und Russen zu Anfang des 13. Jahrhunderts an den Ufern der Düna und dann vornehmlich im estnischen Gebiet stattgefunden haben, datiren die ersten deutsch-russischen Beziehungen aus früherer Zeit: es sind das Handelsbeziehungen gewesen. Stattgehabt haben sie (etwa von Bremen aus) vielleicht schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts, sicher nachweislich jedoch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, zumal sich erst um diese Zeit die deutsche Herrschaft dauernd am Südufer der Ostsee festgesetzt hat. Interessant ist, daß damals noch russische (d. h. eigentlich wohl warägische) Schiffe nicht nur bis Wisby auf Gotland, sondern auch bis zur deutschen Stadt Lübeck, welche der Sachsenherzog Heinrich der Löwe 1158 an der Stelle einer ursprünglich wendischen Niederlassung gegründet hatte, vorgedrungen zu sein scheinen. Freilich, die russischen Handelsschiffe sind sehr bald von der Ostsee verschwunden, aber um so zahlreicher erschienen von nun an deutsche Kaufleute in den russischen Städten, vor allen im ehrwürdigen Nowgorod am Wolchow.

Dieser „Deutscher Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts“ bildet das Thema einer sehr lehrreichen, instruktiven Abhandlung, welche Dr. W. Buc im letztjährigen Programm der St. Annenschule veröffentlicht hat (St. Petrbg. 1895, im Separatabdruck 90 Seiten 8^o). Ihre Lektüre kann auch nichtfachmännischen Kreisen bestens empfohlen werden, da sie ohne großen gelehrten Apparat in leicht faßlicher Darstellung einen hübschen Ueberblick über ein interessantes Stück deutscher Kulturgeschichte bietet. Erwähnt sei, daß der erste Theil bereits im Jahre 1891 als Berliner Dissertationschrift, aber doch nur in wenigen Pflichtexemplaren erschienen ist und in der vorliegenden Veröffentlichung — wie der Verfasser in der Vorbemerkung selbst angiebt — eine „ziemlich gründliche“ Umarbeitung erfahren hat.

Den Stützpunkt des deutschen Handels in Nowgorod bildete der nach Dr. Buc in den „letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts“ angelegte Deutsche Hof oder St. Petershof, so genannt nach der offenbar 1184 erbauten St. Petrikirche. „Ein mit einem Zaun oder Wall umgebener und befestigter Gebäudekomplex, war er bestimmt, den Kaufleuten und ihren Waaren Unterkunft zu bieten, so daß sie nur in Fällen starken Andranges außerhalb Wohnung nahmen, aber auch das Recht gehabt zu haben scheinen, bestimmte Höfe zu belegen.“ Nachgewiesen wird, daß diese Gründung vom Verein deutscher Kaufleute in Wisby ausgegangen ist, und daß die Gründer vorzugsweise Weistfalen waren. Des Weiteren werden wir über die verschiedenen Wege unterrichtet, auf welchen die deutschen Kaufleute nach Nowgorod gelangten, und über die Art und Weise, wie die Reisen dorthin unternommen und ausgeführt wurden. Mehrfach hat der Verkehr in Folge von Streitigkeiten und Kriegen Unterbrechungen erfahren, welche durch den Abschluß neuer Verträge mit den nowgoroder Fürsten (in den Jahren 1199, 1260 und 1269) beendet wurden. Ausführlicher berichtet der Verfasser über die aus dem 13. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 14. erhaltenen Scras oder Schragen, die Satzungen des Deutschen Hofes. Namentlich zeigt er, wie Wisby sich sehr bald in die Oberhoheit über den Hof mit Lübeck hat theilen müssen und letzteres schließlich das Uebergewicht erlangt hat, und schildert sehr eingehend die Verfassung und Einrichtung des Hofes und die Art des dort betriebenen Handels. Die zum Schluß gebotene Uebersicht über die Handelsartikel und die üblichen Zahlungsmittel ist freilich im Verhältniß zur Anlage des Ganzen etwas zu knapp gehalten. — Sehr dankenswerth wäre es, wolle der Verfasser die Bearbeitung des einmal aufgenommenen Themas um weitere anderthalb Jahrhunderte fortsetzen, zumal ihm auch für diese Periode N. G. Miesenkampf in der trefflichen Magister-Dissertation „Der Deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Zwan Wassiljewitsch III. im Jahre 1494“ (Dorpat 1854) vorgearbeitet hat!

Bedeutamer, weil selbständiger, ist der Inhalt des ersten Theiles — gleichwohl ist Einiges aus demselben zu beanstanden. Wenn der Verfasser gleich auf den ersten Seiten im Gegensatz zu den bisherigen Darstellungen den Anfang der deutschen Handelsfahrten nicht in die zweite, sondern in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen will, so leuchtet seine Beweisführung insofern nicht recht ein, als nach letzterer diese ersten Handelsreisen auch um die Mitte des 11. Jahrhunderts stattgefunden haben könnten; auch wäre zu dem S. 4 bezüglich Lübecks Berichteten hinzuzufügen, daß schon Heinrich der Löwe gleich nach Gründung der Stadt die Russen zum Besuche des neuen Freihafens eingeladen hat (siehe Kurd von Schlözer, die Hanse und der deutsche Ritter-Orden S. 8). S. 14 wird erzählt, daß russische „Kaufleute“ in der Terra Abzelle überfallen und ermordet worden seien; es sind das aber pleskauische Tributensammler gewesen, welche hier, vierzig an der Zahl, im Jahre 1285 von den deutschen Ordensrittern umgebracht wurden (über die näheren Umstände siehe meinen Aufsatz „Die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer“ in den „Mitth. a. d. livl. Geschichte“ Bd. XIV, speziell S. 106 f.). Wenig glaub-

würdig erscheint S. 14 Num. 2 das Zitat aus C. Croegers livl. Geschichte. Es ist vielmehr hinlänglich bezeugt, daß es zwischen Riga und Pleskau einen direkten Handelsweg gegeben hat, und aus einer neuerdings aufgefundenen Urkunde wissen wir sogar, daß — allerdings in späterer Zeit — die Stadt Wenden für den Handel mit und aus Pleskau als Stapelplatz gedient hat. Leider eben hat der Verfasser sich hinsichtlich der livländischen Beziehungen lediglich mit der Kenntnißnahme der wenig zuverlässigen Darstellung C. Croegers und der von A. E. Kapiersky publizirten „Russisch-livländischen Urkunden“ begnügt; eine ausgedehntere Kenntniß der livländischen Quellen und der baltischen Geschichtsliteratur wäre seiner interessanten Schrift sicherlich sehr zu Gute gekommen!

Friedrich v. Keupler.



Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

April 1896.

Inhalt: Dr. G. J. v. Schulz-Bertram. Litterärisch-
biographische Skizze von G. v. Schulz-Abaiewsky.
Kunstbriefe. VII. Von J. Norden.
Litterärische Umschau. Von H. D.
Heimathgruß.

Nachdruck verboten.



Dr. G. J. v. Schulz=Bertram.

Biographisch-litterarische Skizze von Ella v. Schulz=Adariewsky.

„Der Biograph Ihres Herrn Vaters müßte ebenso vielseitig sein, wie er selbst es war; um nur eins anzuführen, er müßte ebenso gut ehstnisch wie deutsch verstehen, um ihn als bilingualen Dichter beurtheilen zu können;“ — so äußerte sich vor einigen Jahren der geehrte Präsident der ehstnischen gelehrten Gesellschaft Professor Leo Meyer, als die Frage besprochen wurde, die sich manche Freunde Dr. Bertrams schon gestellt, warum doch bisher keine einzige Biographie, ja nicht einmal ein etwas ausführlicherer Nekrolog erschienen sei. In der That mag jener Umstand wohl eine der Ursachen gewesen sein, weshalb, obgleich schon zwanzig Jahre seit seinem Tode vergangen, kein eingehenderer Nachruf das Leben und Wirken meines Vaters näher beleuchtet, ihn seinen Landsleuten wieder in's Gedächtniß zurückgerufen hat.

Wohl wird jetzt die Frage um so berechtigter erscheinen, wie eine Aufgabe, die als besonders schwierig von kompetenter Seite dargestellt wurde, in Angriff genommen werden konnte von Jemand, der nicht allein die wenigst geeignete Kraft war, um meinem Vater auf allen Gebieten seines Wissens und Könnens gerecht zu werden, sondern deren subjektive Auffassung auch der unbefangenen Beurtheilung des Gegenstandes oft hinderlich in den Weg treten mußte. Dazu kommen noch die materiellen Schwierigkeiten, mit denen der Biograph meines Vaters zu kämpfen hat, da letzterer, wie es oft

geniale Leute zu thun pflegen, keinerlei Maßregeln getroffen, um eine solche Arbeit zu erleichtern. Er hat seine Manuscripte oft hierhin und dorthin versandt, ohne Abschrift zu nehmen oder die Sendung zu notiren. Er sagt selbst in einem Briefe an seine Mutter, daß es ihm unmöglich sein würde, eine vollständige Liste seiner Arbeiten aufzustellen; die Abhandlungen und Aufsätze, die er in Zeitschriften veröffentlicht, zählten nach Tausenden, deren geringster Theil von ihm notirt oder im Abzuge vorhanden wäre.

Man hat meinen Vater einen „geistigen Verschwender“ genannt, ein Vorwurf, der nicht ganz ohne Berechtigung war; doch ist er ihm am häufigsten gerade von denjenigen gemacht worden, die seine gesellschaftlichen Talente am meisten in Anspruch nahmen.

In dem Vorwort zu den „Petersliedern“ geschieht der Angewohnheit Peter des Großen Erwähnung, Eicheln, die er immer vorrätzig in der Tasche trug, auf seinen Spaziergängen in die Erde zu versenken. Aehnlich verfuhr mein Vater mit den Eingebungen seiner unererschöpflichen Phantasie und mit den Gedankenkörnern aus dem bei ihm aufgespeicherten Vorrath an Kenntnissen. Wohin er kam, verstreute er sie, mit dem Bewußtsein sich zufriedengehend, daß, was er so gepflanzt, doch einmal aufgehen und Früchte tragen würde, — „einerlei in wessen Garten.“

Wenn ich nun, trotz aller Bedenken, die in mir aufsteigen mußten, der freundlichen Aufforderung des Redakteurs der „Balt. Monatschrift“, eine litterarisch-biographische Skizze meines Vaters zu schreiben, entgegenkam und mich entschloß für die „Baltische Monatschrift“, die so oft Beiträge meines Vaters veröffentlicht hat, eine solche Skizze zu schreiben, so ist es mit dem vollkommenen Bewußtsein der Unzulänglichkeit derselben geschehen. Es ist eben eine Skizze nur, eine Andeutung des litterarisch-biographischen Materials, das sich einem würdigeren Biographen meines Vaters darbieten könnte und welches ich in eine einigermaßen übersichtliche, wenn auch lückenhafte Ordnung zu bringen, mir angelegen sein ließ.

Möchte diese Skizze dazu dienen, das Bild meines Vaters, seinen noch lebenden Zeitgenossen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, der jüngern Generation aber Kenntniß zu geben von einem vaterländischen Schriftsteller, dessen Werke die Liebe zur

heimathlicher Schalle wie ein rother Faden durchzieht. Komentlich in seinen „Baltischen Skizzen“ führt er „Junglioland“ ein wahrheitsgetreues Bild von „Altlioland“, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand, wie in einem Spiegel vor die Augen, mit all seinen prächtigen Tugenden und liebenswerthen Eigenschaften, seinen originellen charaktervollen Gestalten, seiner edlen Gastfreundschaft, seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner guten, alten Sitte, ohne jedoch zu verschweigen, was die alte Zeit auch an obsoleten Anschauungen und eingewurzelten Mißbräuchen mit sich führte und was, da echte Liebe nicht ohne Strenge denkbar ist, er seiner lieben alten Heimath geradeheraus zu sagen für eines Sohnes Pflicht hielt, von dem heißen Wunsche beseelt, daß es ihr zum Wohle gereichen möge.

* * *

Mein Vater erzählt im ersten Kapitel der Baltischen Skizzen, wie er in einer stürmischen Nacht, auf hoher See, an Bord eines finnischen Einmasters, zur Welt gekommen; wie eine Waschschaale, die zu unrechter Zeit in Stücke ging, ihn um die Erbschaft einer Tante gebracht und wie durch sein eigenes rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schiffe, welches dreizehn Personen trug, der Muth der Mannschaft gehoben, einer alten Dame, die man eben als Dreizehnte über Bord werfen wollte, das Leben gerettet wurde und er selbst einen fürstlichen Taufpathen erhielt.

An dieser Ueberlieferung hielten wir Kinder fest, denn der beste Beweis, daß sie Wahrheit und nicht Dichtung, stand vor uns, wenn auch nicht in Fleisch und Bein, so doch in Bein, d. h. in Gestalt eines aus Horn geschnittenen Spielzeugs, welches die Milliontante meinem Vater als Entschädigung in die Wiege gelegt haben sollte und welchem die Ehre einer genauen Personalbeschreibung in demselben Kapitel zu Theil wird. Ich meine den „Puzemann“, das kleine schwarze Ungeheuer mit blanken Augen, grinzendem Munde und negerartig gekräuselter Perrücke — welches auf einer Magnetspitze stehend die unheimliche Eigenschaft besaß, sich an allen eisernen Geländern und Gegenständen anzuklammern. Es machte uns Kindern einen tiefen Eindruck, wenn das „Puzemännchen“ aus der Familientruhe herausgeholt wurde, wo es an

Stelle der fehlenden Millionen nun bereits gegen hundert Jahre als eine Art Fetisch, Palladium, Schutzgeist, pietätvoll aufbewahrt wird.

Oft hatte mein Urgroßvater, so erzählte meine Vaterschwester, — das Spielzeug seinen Enkeln zur Belustigung gezeigt und den Puzemann seine Kunststücke ausführen lassen. Das Dichtergemüth meines Vaters, durch diese außerordentliche Erscheinung angeregt, wurde durch dieselbe in späteren Jahren zu einem Kindermärchen, „die Krabbetasche“, begeistert, welches manches Kinderherz erheitert und manchem kleinen Patienten in der Krankenstube die Zeit vertreiben und die Schmerzen vergessen half — ist das nicht eine Million werth?

Außer diesen beiden Thatfachen aber, — dem vorhandenen Puzemann und der fehlenden Million, welchen noch, — wie aus dem Taufzeugniß meines Vaters zu ersehen — der fürstliche Pathe*) beizufügen wäre, — sind die in den Baltischen Skizzen angeführten Begebenheiten bei der Geburt meines Vaters Erzeugnisse seiner poetischen Phantasie.

In Wahrheit und nach dem Kirchenbuche erblickte mein Vater das Licht der Welt am 22. Septbr. 1808 auf festem Lande und zwar auf dem Nevalischen Domfelschen, in dem Pastorate der Ritter- und Domkirche.

Sein Vater, Christian Timotheus Schulz, der, wie es auch sein Vater schon gewesen, Oberpastor an der Domkirche war, entstammte einem alten Predigergeschlecht, welches seit der im Jahre 1681 erfolgten Einwanderung des Theologen Georg Schulz (gebürtig aus Parchim in Mecklenburg, nachmaligen Pastors zu Röhel und Propst**) eine ununterbrochene Reihe von Predigern aufweist, so daß ein lebendes Mitglied der Familie,

*) Peter Friedrich Georg von Holstein-Oldenburg, 1808 Generalgouverneur von Estland.

***) Georg Sch. aus Parchim, geb. 1653 †1710, stud. zu Jena, Prediger zu Röhel, später Propst. — Georg Friedrich Sch., geb. 1689, †? stud. in Halle, Prediger zu Pönal in Estland. — Johann Friedrich Sch., geb. 1727, †1768, stud. in Halle, Oberpastor an der Domkirche zu Neval. — Christian Timotheus Sch., geb. 1767, †1809, stud. in Jena, Oberpastor an der Ritter- u. Domkirche zu Neval, Assessor des Estl. Provinzial-Konfistoriums, Direktor des Dom-Waisenhauses. — Georg Julius Sch. (Dr. Bertram), stud. in Dorpat Medizin. Schriftsteller, Zensor und Kaiserlich-russischer Staatsrath.

gleichfalls Prediger, mit Recht, wenn auch nicht richtig, sagen kann:
„Wir sind seit zweihundert Jahren Pastor.“

Seine Mutter, Caroline Charlotte, war die zweitälteste Tochter des Propstes zu Torma-Lohhusa, Franz Asverus*), aus Weimar gebürtig, dessen Familie noch bis Anfang dieses Jahrhunderts im Thüringischen ansäßig und begütert war und die mit dem kinderlos verstorbenen Major Asverus, einem Neffen des Propstes, erloschen ist. Vorfahren dieses Geschlechtes zeichneten sich bei der Befreiung Wien's von der Macht der Türken rühmlichst aus. — Propst Asverus war mit der Tochter des Propstes zu Jeme, Gertrude Koch, verheirathet.

Ehe ich in der eigentlichen Lebensbeschreibung meines Vaters fortfahre, will ich, eingedenk der Ermahnung meiner Großtante „immer vom Ei anzufangen“ — kurz berichten, wie mein Großvater meine Großmutter nahm.

Ich entnehme diesen Bericht den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters. Da heißt es: Als mein Vater, der Oberpastor Christian Timotheus, mit vier unmündigen Kindern aus erster Ehe, deren jüngste ich war, im Jahre 1805 als Wittwer zurückgeblieben war, besuchte er seinen jüngeren Bruder, den Pastor in Waiwara, mit dem er zusammen in Jena studirt hatte. Da sie Beide Dorpat und die Universität noch nicht kannten, beschloßen sie mit der Post eine Reise dahin zu machen. Bei Torma vorbeifahrend kamen sie auf den Gedanken einen Amtsbruder kennen zu lernen und kehrten ein. Gleich im Vorhause machte eine Inschrift mit goldenen Buchstaben über der Thür einen angenehmen Eindruck. Sie lautete:

„Darf ich auf Redlichkeit und Menschenfreundschaft hoffen,
So stehen Haus und Herz dem lieben Fremdling offen**).“

Der ehrwürdige Prediger, wie ein Patriarch aussehend, begrüßte sie auf's freundlichste und bald war die Unterhaltung — häufig lateinisch geführt — in vollem Gange. Beim Mittagessen

*) Franz Gotthilf Friedrich A., geb. in Weimar 1747, stud. in Schulporta, dem Gymnasium zu Weimar u. der Universität Jena. Pastor zu Torma-Lohhusa in Livland (1775) und Propst des Dörptischen Sprengels 1803, †1818.

***) Diese und ähnliche Inschriften waren uns vom Dichter Kogebue geschenkt. — Siehe Balt. Skizzen I. B. 2. Kap.: „Ein Pastorat vor 50 Jahren.“

war es meinem Vater aufgefallen, wie die so jugendliche Tochter für alles Sorge getragen und auf eine Frage ihres Vaters eine so sehr verständige Antwort gegeben hatte. Als sie sich später zu der Gesellschaft gesetzt, wo ihre Schwester, die schöne Doktorin B. . . . durch ihre muntere Unterhaltung Alle an sich gezogen, da hatte mein Vater sich zu der stilleren jüngeren Schwester gewandt und war erstaunt gewesen, so viel Bildung und Interesse für Alles bei einem so jungen Mädchen zu finden, — eine seltene Erscheinung zu damaliger Zeit.

Als die Brüder zur Weiterreise sich verabschiedeten, wurden sie aufgefordert, bei der Rückkehr wieder vorzusprechen. Das geschah mit Freuden und sie verweilten einen ganzen Tag im Pastorat. Mein Vater kam zur Ueberzeugung, daß er seinen Kindern keine bessere Stiefmutter geben könne, als das Fräulein Asverus. Zu Hause angelangt, schrieb er dem Propste, bewarb sich um die Hand der Tochter und erhielt die gewünschte Zusage.“

Trotz ihrer Jugend zeigte sich die kaum sechzehnjährige Oberpastorin den mannigfachen Pflichten ihrer Stellung vollkommen gewachsen. Anfänglich mit einigem Vorurtheil empfangen, erwarb sie sich der zahlreichen Gemeinde allgemeine Achtung und Anerkennung, welche sich in einem geflügelten Worte, das damals in Reval gäng und gäbe war, kund gab. Es hieß nämlich bald in der Stadt: „Unsere junge Oberpastorin kann mehr noch als Mauern einsetzen.“ — „Mauern“ waren, wie es scheint, eine besonders komplizirte Art von Nermeln, die einzusetzen viel Geschicklichkeit erforderte, und wer mehr noch konnte als das, mußte ein Wunder von Verstand und Klugheit sein.

Nur vier Jahre dauerte die glückliche Ehe. Am 29. Juni 1809, kaum zehn Monate nach der Geburt seines jüngsten Sohnes Georg starb der vielverehrte Mann an einem schweren Nervenfieber, erst 42 Jahre alt, — „ein Vater der Wittween und Waisen“ — wie es in einem Nachrufe heißt. Mit den seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattet, bewahrte er sich bis an sein Ende, „Frohfinn, männliche Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit.“

Ganz besonders wird sein zur Barmherzigkeit und Mildthätigkeit geneigter Sinn hervorgehoben. Seine liebste Beschäftigung

fand er in der Fürsorge für das seiner Leitung anvertraute Waisenhaus (gegründet 1725 von Chr. Fr. Mickwitz, 1724—1748 Oberpastor an der Domkirche).

„Lieblich war ihm der Gedanke ein Vater der Verlassenen zu sein . . . Der Segen Gottes ruhte auf diesem Werke . . . Trauert, trauert arme Waisen, ihr seid zum zweiten Mal Waisen geworden. Ihr habt verloren euren Vater und Freund. Als schon die Krankheit ihn auf's Krankenlager geworfen hatte, fragte er nicht nach den eigenen theueren Kindern, ihr wart seine beständige Frage. Er liebte euch so*.“

Die 19-jährige Wittve zog mit ihren eigenen zwei Söhnen Moriz und Georg und einer Stieftochter nach Torma zu ihren Eltern. — Dieses Ereigniß finde ich verzeichnet in einem alten Sparbüchlein, das die thätige Pröpsin für ihren Liebling Georg anlegte. Da diese Zeilen charakteristisch sind für die alte Dame, deren lebhafter Geist und originelles Wesen nicht ohne Einfluß geblieben auf das Wesen und die Entwicklung meines Vaters und zu den ersten, so wichtigen Eindrücken seiner Kindheit gehören, so schreibe ich sie ab, mit Beibehaltung der Orthographie.

D. 6. August 1809 brachte deine Mutter dich zu uns, wo dein guter Groß Vater dich Liebreich zu erziehen versprach und dich in seine Arme nahm. Dein guter Vater starb den 29 Juny umgekannt von Dir, mein lieber Golly. Deine Liebe Mutter Stillte dich selbst und oft in Trähnen um den geliebten zu früh gestorbenen Vater, den du im 10 Monath deines ersten Jahres verlorst. Seyn Segen leite dich. Er war ein Rechtshaffener Mann.

*) (Eine Gedächtnißpredigt bey der Beerdigung des weyland Herrn Oberpastors an der Ritter- und Domkirche, Assessors des Ehstländischen Provincial-Consistoriums und Director des Dom-Waisenhauses in Reval Christian Timotheus Schulz, gehalten von Reinhold Holtz, zweyten Prediger an der Ritter- und Domkirche. Reval 1810. gedr. bey J. S. Gressel mit einem Vorworte des Propstes J. Asverus.)

Lebe wie du, wenn du stirbst, Wünschen wirst gelebt zu haben.
 Güter, die du hier erwirbst, Würden die dir Menschen gaben
 Nichts wird dich im Todt erfreun, Diese Güter sind nicht dein.
 Weiche nicht von der Tugend, handle offen u.
 guth, das wünscht deine alte dich liebende Großmutter

Isverus

Torma d. 20ten Februar 1811.

Darunter steht: „Mit diesen 40 Rb. fing ich 1810 im October einen Handel auff euer Glück an.“

Hier im Pastorat zu Torma verlebte mein Vater eine frohe glückliche Kindheit, die ihm unvergeßlich blieb und der er in den Baltischen Skizzen mit warmer Liebe und Dankbarkeit gedenkt. So in den Kapiteln: Ein Pastorat vor 50 Jahren, Das Präpstliche Zimmer, Eine livländische Volkskammer, Ein Sonntag auf einem landschen Pastorat. Die Gestalt des „Großpapa's im Silberhaar“ mit inniger Verehrung gezeichnet tritt besonders hervor. Dort erzählt mein Vater, wie der fromme Großvater, der nichts ohne Gebet unternahm, die große Standuhr alle acht Tage, mit den Kindern zusammen unter Absingen eine Chorals, aufzog; wie er mit großer Geduld es zuließ, daß seine Enkel sich um seine Folianten rissen, — „weil deren Köpfe ihm wichtiger waren als die Bücher“; — wie mein Vater an den alten Titelblättern und Schnörkeln sich ergözte, für die er noch in späteren Jahren große Vorliebe hegte und eine Sammlung davon anlegte; wie er als fünfjähriger Bücherwurm in des Großvaters Bibliothek stöberte und alles las, was ihm unter die Hand kam, und als ihm diese verschlossen wurde, sich auf Christina Warg's Kochbuch warf, ja sogar schließlich mit dem Wäschebuch seiner Großmutter vorlieb nahm, aus welchem ihm der imponirende Posten von 400 Tischservietten noch erinnerlich blieb.

Bei dem Großvater genossen die drei Geschwister, welche wegen ihrer fast gleichen Körpergröße und des geringen Altersunterschiedes, die Drillinge genannt wurden, den ersten lateinischen Unterricht, die Schwester mit eingeschlossen. Mit Vorliebe sprach der Propst, als einstiger Schüler Schulpforta's — mit den Enkelkindern lateinische Brocken und die Geburtstagswünsche mußten in lateinischer Sprache abgefaßt werden.

Einige Züge aus seiner Kindheit, die mein Vater selbst mit Stillschweigen übergeht, dürften hier nicht unerwähnt bleiben: wie er ein Katzenhospital anlegte und wie es kam, daß seine alte franke Großmutter ihm ihre Wiedergenesung verdankte.

Das Katzenhospital befand sich auf dem Heuboden und beherbergte eine Anzahl augenkranker Käzchen, welche mein Vater in der Umgegend aufgesammelt und hier heimlich untergebracht hatte. Er pflegte und fütterte seine kleinen Patienten und wusch ihnen die Augen mit warmer Milch, so schon damals eine Neigung für die Augenheilkunde verrathend, die ihm den Titel eines „Silma doctor*)“ eintrug, als er in viel späteren Jahren, eine kleine Privat-Augenklinik für franke Bauern des Gebietes, in Friedenthal-Dorma anlegte.

Die Heilmethode, welche mein Vater bei seiner Großmama mit Erfolg anwandte, war nicht gewöhnlicher Art. Hier muß ich aber vorausschicken, daß der erwähnte Heuboden auch der Lieblings-tummelplatz des Knaben war. Besonders liebte er es waghalsige Sprünge von den Querbalken des Daches hinunter in das weiche Heu zu machen, ein Vergnügen, welches die besorgte Großmutter ihm streng untersagt hatte.

Eines Tages ließ nun die alte franke Pröpstin ihren Lieb-ling, Golly, an ihr Bett rufen und sagte ihm, daß sie vielleicht noch heute sterben müsse und was er dann wohl thun würde. — „Dann gehe ich auf den Heuboden und mache Kufferbälle!“ war die rasche Antwort. Großmama lachte und genasß.

Diese vom Vater geerbte mildthätige Liebe, diese „Mit-leidigkeit“ mit allem Verlassenen und Leidenden, erstreckte sich auch auf die „stumme Creatur“, worunter mein Vater zerbrochene Gläser, Teller, Tassen zc. verstand, die er nicht ansehen konnte, ohne sofort das Verlangen zu fühlen, sie zu „heilen“, oder richtiger „zusammenzukleben“. — „Eigentlich bin ich zum Flicker geboren,“ sagte er oft scherzweise.

Der Großmama Felder und Aecker waren immer die best- bestellten der Umgegend und häufig kamen die Nachbarn sie um Rath zu fragen. Sie hatte das „Departement des Außern“ über-

*) Ehtnisch = Augendoctor.

nommen, während der Propst, gesundheitshalber darauf verzichtend, in seiner Studirstube blieb. Auf ihren Fahrten durch das Land in einem selbstgelenkten Wägelchen, mit einer frommen weißen Stute bespannt, — (der „Lediſchen“, der mein Vater in den Balt. Skizzen auch ein Denkmal gesetzt) — nahm „Urmama“ meistens ihren Lieblingsgroßsohn mit, oder schritt mit ihm, ihn wie einen Strickbeutel unter den Arm nehmend, querfeldein.

Mein Vater schildert die Großmutter als eine ungemein thätige Frau, deren lebhafter Geist ihr nie erlaubte, länger als eine halbe Minute bei ein und derselben Sache zu bleiben, und die auf ihn den Eindruck gemacht, als besäße sie die Fähigkeit die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit zu verrichten: „sie spann, sie schrieb, sie strickte und druckte mit einer kleinen Handdruckerei ihren Namen auf die Titelblätter der Kozebueſchen „Neuen Schauspiele.“

Die Vielthätigkeit und Regsamkeit des Geistes mag wohl von ihr auf den Enkel übergegangen sein, wie auch die Gabe bei den Beschäftigungen und Ereignissen des praktischen Lebens immer auszuhelfen zu können. Eine Art Findigkeit — von meinem Vater „Rapportivität“ genannt, kam ihm später als praktischem Arzt häufig sehr zu Statten. Auch die Lust zu „fabuliren“ stammte wohl von der Großmama, — entschieden wurde er von dieser in seinem Gange dazu ermutigt. — Mehr als einmal hatte die Großmama ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben: „in Golly sei ein Schenie verborgen,“ — oder sie nannte ihn ihren „Hauspoeten“.

Leider sind keine dichterischen Versuche aus der Knabenzeit meines Vaters aufzufinden. In späteren Jahren verging kein Geburtstag seiner Mutter, überhaupt kein festliches Ereigniß in der Familie, das nicht von ihm in Versen gefeiert worden wäre, theils auf humoristische, theils auf ernste Weise, im Metrum, Rhythmus und Formen die größte Abwechslung bietend. Er behandelte mit Leichtigkeit die verschiedensten poetischen Metren.

Das Pastorat Torma liegt an der Poststraße, die, wie es in „Martha Marzibill“ heißt, — „vom Rußenland nach Petersburg“ — führt. So geschah es, daß die Kinder, trotz der ländlichen Abgeschlossenheit, in der sie lebten, zuweilen mit den

Ereignissen der Außenwelt in Berührung kamen, die ihre Wellen bis in die weltentlegene Propstei schlugen.

In den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters, — seines besten Spiel- und Lernkameraden, — finde ich folgende Reminiscenz aus dem Jahre 1812, die das Bild vervollständigen, welches im letzten Kapitel der Baltischen Skizzen aufgezeichnet ist: „1812 gab es hier auf der Heerstraße ein lebhaftes Getreibe. Die Menschen flüchteten alle vor Napoleon nach Moskau. Großvater ging täglich mit uns Kindern auf die große Straße spazieren und unterhielt sich oft mit den Reisenden, die um allerlei Auskunft baten. Meine Großmutter vergrub mit dem treuen Kutscher Jürri alle Werthsachen im Garten. Mutter sollte mit uns Kindern in den Lwinormischen Wald zu einem Bauern geschickt werden, doch Großvater wollte mit der Großmutter und einer Tante bei seiner Kirche bleiben, weil er es für seine Pflicht hielt. Da kam eines Tages eine Estafette: „Riga's Vorstädte brennen! — Napoleon hat seinen Weg nach Moskau genommen“ — und so blieben wir alle beisammen. Nach dem Brande von Moskau zogen die Flüchtlinge auf dieser Straße wieder in's Vaterland zurück. Es waren Deutsche und Franzosen, abgekehrte, zerlumpfte Sammergestalten, die viel von dem Elend des Krieges erzählten. Besonders hatte sich meinem Vater, dem vierjährigen Knaben, die Gestalt einer russischen Bettlerin eingepägt und ihre Worte — „Blut in allen Gräben! Blut in allen Brunnen!“ einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. (Balt. Sk. III. B.)

Wir Kinder wurden mit tiefem Abscheu gegen den Urheber all dieser Greuel erfüllt und nannten ihn die „quittengelbe korjische Kriegsgurgel“ — „den Attila des 19-ten Jahrhunderts,“ — „die Geißel Gottes“. — Aber auch dies ist uns Kindern erinnerlich geblieben, wie der milde Großvater bei der Nachricht, die ihm die Flüchtlinge brachten, Napoleon habe die Inquisition abgeschafft — auf der Landstraße stehen blieb, sein Käppchen zog und andächtig die Hände faltend, Gott dankte, daß er ihn „diesen Tag erleben ließ.“

Im Jahre 1816 sahen die Kinder den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen auf der Station Torma und mein Vater hatte sogar die Ehre von Sr. Majestät bei Seite geschoben

zu werden und ein königliches Lächeln hervorzurufen, als er, im Eifer sich ein Paar Handschuhe anzuziehen, mit seiner kleinen Person sich dem Könige in den Weg gestellt hatte. Auch die reizende Großfürstin Maria Pawlowna, Erbgroßherzogin von Weimar, die mit ihrem Gemahl die Station Torma passirte und in einer blaßblauen Seidenrobe im Garten der Station promenirte, hatte im Gemüth der Kinder einen nachhaltigen Eindruck von Liebreiz und Freundlichkeit hinterlassen. Für den Großvater hatte die Großherzogin die liebenswürdige Aufmerksamkeit ihn zu sich rufen zu lassen, um ihm persönlich die Grüße seines Bruders, der Geheimrath am Hofe zu Weimar war, auszurichten, und ihm durch ihren Sekretär Briefe vom Bruder überreichen zu lassen.

Doch die fürstliche Erscheinung, die alle andern überstrahlte an hoheitsvoller Majestät und engelgleicher Milde, das war der Kaiser Alexander I., von dem mein Vater (siehe „Balt. Skizzen“, III. Bd.) sagt: „Es war nicht die ungeheure, fast grenzenlose Macht auf Erden, die ihm den Stempel eines erhabenen Wesens gab, sondern das rein Christliche in seiner Erscheinung, die unbegrenzte Liebe und Humanität, mit der er alle Sorgen und Leiden der halben Welt getragen hat, — jeden Einzelnen behandelte, — jeden seiner Unterthanen und jeden seiner — Feinde.“ — Zum letzten Mal sah mein Vater als Domschüler den Kaiser Alexander I. in Neval 1824.

Doch ehe ich zu diesem Lebensabschnitt meines Vaters komme, muß ich noch einiges über seinen Unterricht und seine ersten Lehrer sagen.

Der erste Unterricht der drei Geschwister wurde von der eigenen Mutter und vom Großvater geleitet, der, wie schon erwähnt, mit Vorliebe sie im Lateinischen unterwies. Im Jahre 1817 kam ein Hauslehrer in's Haus, ein Vetter der Großmutter, welcher aber nur ein Jahr, bis zum Tode des Großvaters 1818 im Hause blieb.

Der Tod des alten Propstes war ein selbiger Heimgang. Am vorhergehenden Tage hatte er einen Brief, enthaltend die Todesnachricht seines einzigen Bruders in Weimar, erhalten. Als er den Brief gelesen, fiel er in eine Ohnmacht. Beim Erwachen sagte er lächelnd: „Es war nur die Freude des baldigen Wieder-

sehens mit dem geliebten Bruder, welche mich übermannte.“ Dann ließ er die Großkinder zu sich rufen, sagte ihnen, daß er nun bald bei seinem Heilande sein werde, ermahnte sie und segnete sie. Wenige Stunden vor seinem Tode traf der Dr. Lehmann aus Dorpat ein und brachte dem Sterbenden, der im Lehnstuhle saß, die Freudenbotschaft, daß die Bauernfreiheit proklamirt sei. Der Großvater nahm sein Käppchen ab und sprach dankend: „Mein Ohr hat es vernommen, doch meine Augen werden es nicht mehr sehen.“ — Er hatte dieses in lateinischer Sprache gesagt. — Mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — entschlief er.

Dieses schöne Ende hatte den Geschwistern für immer alle Furcht vor dem Tode genommen. Sie sahen ihn nicht als den Fürsten des Schreckens, sondern als einen Engel des Friedens an den frommen Großvater herantreten.

Die alte Großmutter zog sich nun mit ihrer Tochter und den Enkelkindern auf den von ihr gegründeten Wittwensitz, Friedenthal, ganz in der Nähe des Pastorates, — zurück, und der Nachfolger ihres Mannes, Pastor C. Asmuth übernahm den Unterricht der Kinder, den zum Theil auch, wie schon gesagt, die Mutter derselben leitete.

Bisher habe ich fast nur von den Großeltern gesprochen und es ist Zeit der treuen, aufopfernden Liebe und Fürsorge zu gedenken, welche die so früh verwitwete Mutter den vaterlosen Waisen, sowohl den eigenen wie den Stiefkindern zu Theil werden ließ. Innige Liebe und Dankbarkeit der Kinder lohnten ihr dafür bis an ihr Lebensende. Ganz besonders groß war ihr Einfluß auf den jüngsten Großsohn Georg, meinen Vater. Das Verhältniß zu seiner Mutter war ein selten inniges und zeigte sich in regem Gedankenaustausch zwischen Mutter und Sohn, welcher auch in späteren Jahren über Raum und Zeit hinweg fortgeführt wurde, wovon eine umfangreiche Korrespondenz Zeugniß ablegt.

Nachdem die beiden Knaben, Moritz und Georg, noch zwei Jahre in Pension beim Propst in Luggenhufen gewesen, zog die verwitwete Oberpastorin 1823 nach Reval, um die Knaben in

der Dom-Schule unterrichten zu lassen*). Mein Vater war 14 Jahre alt, als er mit dem älteren Bruder Moritz zusammen in die Sekunda trat, unter Leitung der Lehrer Blasche, Carlberg, Nydenius und Riffers, von denen namentlich letzterer sein Interesse für Naturwissenschaften weckte. Näheres über diese Periode seines Lebens hat mein Vater in den „Neuen Baltischen Skizzen**“) aufgezeichnet. Der Wahrheit die Ehre gebend verschweigt er auch nicht die Knabenstreiche, die er in Gemeinschaft mit seinem älteren kriegerischen Bruder, zur Verzweigung des Kalkfactors ausübte, der da sagte: „Winf Kubels mechte ich jeben for Armens, wenn diese Schulze wekmechten aus Schulze.“ — Nach vierjährigem Studium in der Dom-Schule erhielt mein Vater das Zeugniß der Reife und bezog die Universität Dorpat im Jahre 1827 — (. . . „ich gab vor's erste 3 rubel E. für die Matrikel“, notirt Urmama im Sparbüchlein).

„Was willst du werden?“ hatte ein Vetter den angehenden Studenten gefragt. — „Kosmopolit“ — war die schnelle Antwort. Mein Vater wählte die Medizin zu seinem Studium, „diejenige Wissenschaft, welche die meisten anderen Wissenschaften in sich vereinigt.“

Obgleich sein Interesse, angeregt durch die Vorträge der ausgezeichneten Professoren, wie Eichorius, Osann, Parrot u. a. sich verschiedenen Fächern zuwandte, namentlich die Mineralogie und Botanik ihn durch ihre wunderbaren Formen und Farbenpracht anzogen, so ergriff mein Vater doch gleich mit Vorliebe das Studium der Anatomie unter Leitung des Professors Wachter. In seinem curriculum vitae heißt es dann weiter: „Die vergleichende Anatomie studirte ich unter dem berühmten Eschholz, besonders aber veranlaßte das Zusammenarbeiten mit den Freunden Pirogoff und L. . . ., daß ich mich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, denen ich mich, nach Ablegung des propädeutischen Examens 1829 widmete, besonders aber dem der Anatomie, welches ich gleichsam vom Ei an — auf's Neue begann.

*) Moritz v. Schulz, geb. 1807, zeichnete sich in den Kämpfen im Kaukasus aus, war zuletzt Kommandant der Festung Dünaburg, † 1880.

***) Wasenius'sche Buchhandlung 1872.

Eingedenk jedoch, daß ich einen gelehrten Grad und Titel erlangen müßte, wandte ich mich nun auch dem Studium der rein medizinischen Fächer zu und nahm nunmehr wahr, daß bei Unterweisung und unter Führung solcher Lehrer, wie Moier und Sahmen jedes Studium interessant und fesselnd werden könne, selbst da, wo man demselben weniger Neigung entgegenbringt.“

Im Jahre 1830 mußte mein Vater sein Studium wegen Krankheit unterbrechen. Er machte eine lebensgefährliche Unterleibsentszündung durch, welche wohl den Grund legte zu seiner so schwachen Gesundheit.

Noch hatte mein Vater das Rigorosum nicht abgelegt, als er durch den ihn sehr ehrenden Beschluß der Med. Fakultät, zum Gehilfen und Projektor am Anatomikum zu Dorpat (unter Professor von Hueck) ernannt wurde (1834—36). Seine Präparate dienen noch heute zu Lehrzwecken.

Im Jahr 1833 machte mein Vater, in Gesellschaft mehrerer Freunde, seine erste Reise an die baltische Küste und besuchte einige Inseln Finnlands, unter andern auch Hogland, um diese, die damals wenig bekannt, zu erforschen. Er brachte von dort viele Notizen, Skizzen und Material zurück, die er zu kleineren Arbeiten benutzte, welche später in der St. Petersburger Zeitung erschienen.

Am 11. Dezbr. 1834 machte mein Vater einen Theil seines Doctor-Examens, in den Fächern bei Erdmann, Rathke, Sahmen, Hueck und Köhler; bei Walter und Moier erst im folgenden Semester. — 1836 erfolgte auf Grund seiner Dissertation: „Die Rhinoplastica“ seine feierliche Doctor-Promotion am 16. März, welche seine alte Großmutter noch die Freude hatte zu erleben.

Auf einer Reise nach Petersburg, die mein Vater 1833 oder 1834 unternahm, unterließ er es nicht, die Kabinette der Kaiserlichen Akademie zu besuchen, immer eingedenk dessen, „daß die praktischen Dinge nur durch Erfahrung zu erlernen seien und unsere von uns selbst erkannten Irrthümer mehr Werth für uns haben, als die Erfahrung Anderer, welche eben die Andern gemacht.“

Während der Studentenzeit (1826—34) gehörte mein Vater der Korporation der „Estonia“ an und bekleidete in ihr eine zeitlang den Chargirtenposten. Als Mitglied dieser Korporation, in

welcher Vocal- und Instrumentalmusik eifrig betrieben wurde, hatte mein Vater Gelegenheit seinen musikalischen Talenten und Liebhabereien nachzugehen. Schon als Kind trat bei ihm Neigung und Verständniß für Musik deutlich zu Tage und diese wurden anfänglich von einer „musikalischen Tante“, darauf in Luggenhufen zweckentsprechend gefördert. Mehr noch geschah dieses in Reval und ganz besonders in Dorpat.

Doch ehe ich Näheres darüber mittheile, will ich wieder zum Domschüler zurückkehren, da ich überzeugt bin, daß die damals in Reval erhaltenen Eindrücke, den Grund gelegt haben, zu der späteren musikalischen Richtung meines Vaters. — Es war namentlich im Hause des Kapellmeisters der Oper Goedicke*), der auch Gesanglehrer an der Dom-Schule war, wo mein Vater Leitung und Förderung in der Musik erhielt. Hier lernte er die klassische Kammermusik kennen, der er stets den Vorzug vor jeder anderen gab. Die Tochter des Hauses war eine gute Klavierspielerin, aber vor allem galt seine Begeisterung den Opernvorstellungen. — „Don Juan, Freischütz wurden gut, Preziosa, Gazza ladra und Zauberflöte so so, lala gegeben.“ — Bald kannte der Knabe jede Note des Don Juan und des Freischütz auswendig. Zu Hause mußte die Schwester „Gieb mir die Hand, mein Leben“ mit ihm singen und mimen, und, um ihrer Mitwirkung sicher zu sein, band der Knabe seine Zerline an den Stuhl vor dem Klavier fest. Der Freischütz, welcher 60 Mal gegeben wurde — ein beispielloser Erfolg — war und blieb nächst Don Juan und Zauberflöte das Opernideal meines Vaters. Alles strömte in die Oper und die Straßen Reval's klangen wieder von dem bei Alt und Jung zur größten Popularität gelangten: „Wir winden dir den Jungfernkranz etc.“ — Glückliche, wer diesem musikalischen Hochgenuß nach Herzenslust nachkommen konnte. Aber Opernbillete kosteten Geld und der Beutel des Domschülers war leer. Da schaffte wieder die findige Großmutter Abhilfe. Der Teich in Torma-Pastorat lieferte viele Bluteigel, ein Artikel, der damals viel Nachfrage hatte. Sie wurden gefangen, nach Reval gesandt, dort verkauft und die dadurch erzielte Einnahme

*) S. „Neue Balt. Skizzen.“

dem Theaterbudget der Enkel angewiesen. Namentlich gute Abnehmer waren Sonntags die Kirchgänger und mit Spannung beobachtete diese der junge Theaterfreund vom Fenster aus: hing es doch von ihrem Bedürfnisse nach Blutegehn ab, ob er Abends die Donna Elvira bewundern, sich an dem vorzüglichen Komiker Birko ergötzen oder sich an dem Gesange der „himmlischen“ Agathe entzücken konnte.

Mein Vater, der schon als Schüler im Chor der Revalschen Domkirche mitgesungen, hatte, als er in die Estonia trat, eine schöne Bariton-Stimme und sein Vortrag Schubert'scher Lieder ist noch vielen Zeitgenossen unvergesslich. Die herrlichen Singstimmen, über welche diese Korporation damals verfügte, hatten den Estonen den Namen „Revalsche Nachtigallen“ eingetragen. Im Jahre 1828 wurde unter Direktion meines Vaters die „Glocke“ von Romberg, später der 1. Akt des „Don Juan“ und dann noch mit Hilfe von Knabenstimmen der „Samson“ von Händel aufgeführt.

In den 40-er Jahren, als mein Vater in Petersburg viel im Kreise von Künstlern und musikalischen Dilettanten verkehrte, gelang es ihm dort eine Aufführung des Freischütz zu inszeniren, noch ehe diese Oper öffentlich aufgeführt wurde. Endlich gab er im Jahre 1866 bei Breitkopf und Härtel, unter Beihilfe seines Freundes Henselt und der Kollaboration des Superintendenten Richter, des Bischofs Ullmann, des russischen Dichters Maikow u. a. das Requiem von Mozart in sieben Sprachen heraus (lateinisch, russisch, deutsch, lettisch, estnisch, finnisch und schwedisch). Zweck dieser Herausgabe war, durch die Uebertragung in die Landessprachen und durch einen leicht ausführbaren Orgelsatz dieses Werk des so sehr von ihm geliebten Meisters auch kleineren Landkirchen zugänglich zu machen und zu popularisiren.

Zu größeren eigenen Kompositionen fehlte es meinem Vater an gründlichen Kenntnissen in der Harmonielehre, doch trat seine natürliche Begabung für die Musik bisweilen in seinen freien Phantasien zu Tage. Er sagte, in solchen Augenblicken fühle er sich selbst enthoben; er wüßte nicht, was er spiele. Wie er auch die Hände auf das Klavier fallen lasse, entstünden ganz ohne sein Zutun Akkorde und Harmonienverbindungen, über die er selbst erstaunt wäre, denn er könne nicht sagen, wie sie hießen und was

sie bedeuteten. Manche seiner Melodien sind von seinem Freunde Henselt für's Klavier gesetzt worden, so das melodieuſe „Ferne Land.“ Zu seinen eigenen Gedichten komponirte mein Vater zuweilen selbst die Melodie.

Die Baltischen Provinzen haben manche aner kennenswerthe Dilettanten-Talente aufzuweisen, denen zur Einflußnahme auf die Entwicklung der Musik nur die nöthige Schulung fehlte und von deren Können uns das jüngst erschienene „1-te Heft des Baltischen Liederalbums“ — herausgegeben von Robert von Zur-Mühlen, — manche hübsche und interessante Probe liefert.

Der Sinn für das Melodieuſe, für den Wohlklang, findet sich in allen lyrischen Gedichten meines Vaters. Jede prosodische Härte war ihm peinlich und mit besonderer Vorsicht feilte er Prosa und Poesie, um jede „Kakophonie“ zu vermeiden. Seine Gedichte sind fast alle zum Komponiren geeignet und viele sind in Musik gesetzt, u. A. von dem begabten Rheinländer Karl Bollweiler*) in Petersburg.

Auch der berühmte Meister des Kontrapunktes, Kühnstedt in Eisenach, setzte Lieder meines Vaters in Musik, darunter das: „Ich soll dich erst am Abend sehen“.

Eine besondere Gabe hatte mein Vater, seinen kleinen Kindern das Klavierspielen beizubringen. Er wandte dabei zwei Methoden an: erstens eine dichterische Analyse des Stückes, dem er ein ganzes poetisches Programm zu Grunde legte und mit charakteristischen Namen die einzelnen Passagen bezeichnete, welche das Kind nach dem Gehör nachspielen mußte. In Weber's „Aufforderung zum Tanz“, z. B.: die große Schlange — die Trommel — die Wiege u. . . . Sodann, indem er das schon bei den Griechen übliche System der Mnemotechnik empirisch anwandte, auf die Gruppierung der Tasten die Aufmerksamkeit des Kindes lenkte und deshalb mit solchen Stücken anfing, die viele Kreuze und Beenen hatten, weil die schwarzen Tasten leichter zu behalten waren.

*) Autor schöner Kammermusik und einer herrlichen vierhändigen Klavier-sonate. Seine Werke, darunter auch mehrere Hefte Lieder, auf Texte meines Vaters, sind auf Veranlassung der Großfürstin Helene, in Leipzig gedruckt. Sie sind in Kennerkreisen geschätzt, haben aber beim größeren Publikum nicht so viel Verbreitung gefunden, wie diese Perlen edler Musik es verdienen.

Wie anregend und lehrreich wirkten seine Kommentare zu den Opern von Mozart — zu den Quartetten Beethovens; die frappirenden Benennungen und Tafelnamen, die auch der langweiligsten Etude einen poetischen Zauber verlieh; seine, auf liebevollstes Studium der Bach'schen Meisterwerke basirte Kenntniß der Musik und sein Interesse und seine Freude an jeder neuen, edlen Erscheinung auf diesem Gebiet. Und wie vielen jungen Talenten wurden durch die Bemühungen meines Vaters die Wege geöffnet und geebnet, wie viele Entmuthigte dankten ihm neue Schaffensfreudigkeit, neue Hoffnung.

Land und Leute zu studiren, Volksfitten und Gebräuche zu beobachten, waren von größtem Interesse für meinen Vater. Sein Zeichentalent kam hier seiner Beobachtungsgabe zu Hülfe. Nicht nur die landschaftlichen und die Volkstypen, auch die Wohnstätten, Kostüme, Hausgeräthe, bis in's kleinste Detail, finden sich in seinen Notizbüchern charakteristisch wiedergegeben theils in Farben-, theils in Bleistiftskizzen. So übte mein Vater schon damals auf praktische Weise, die jetzt so sehr in Aufschwung gekommene Wissenschaft des „Folklore“, — des Studiums des Volksgeistes in allen seinen verschiedentlichen Aeußerungen, wie: Sprache, Sitten, Gebräuche, Liedern, Sagen zc.

Von seinen Arbeiten in dieser Richtung finden sich in der „Transaction of the International Folk-Lore-Congress 1891, London“ — eine ganze Reihe angegeben, unter denen ich folgende hervorhebe: 1) *Wagien*, Dorpat 1868; 2) *Der Geist Finnlands, oder Jenseits der Scheeren*, Leipzig 1855; 3) *Sagen vom Ladogasee, Helsingfors* 1872; 4) *Peivaskharnèh oder die Sonnensöhne*, Helsingfors 1872; 5) *Jlmatar. Komedia divina turanica* (ehstnisch-deutsch). I. *Womba Wida*. II. *Manala*. III. *Tuuletar*. Dorpat-Niga. 6) I. *Kalewipoeg*, ehstnische Legende, übersetzt in's Deutsche von G. Reinthal und Dr. Bertram, Dorpat 1857—61. II. *Der Streit über die Echtheit der Kalewidensage*, Inland 1885 und mehrere andere Aufsätze in demselben Blatt. III. *Die Ehstnensage vom Kalewipoeg in ihrer neuen Gestalt*, Inland 1859. IV. *Die Ehstnische Sage vom Kalewipoeg*, Montagsblatt, St. Pbg. 1861,

Nr. 6. Inland 1861 Nr. 6. 7) Ein paar Ehestenmärchen, Bief Hans und der Teufel, Inland 1852; 8) Der Thurm des Claus, ein ehstnischer Runenkreis, Inland 1853; 9) Ueber das finnische National-epos in seiner neuen Gestalt. St. Pbg. 3tg. 1849 (anonym); 10) La poésie et mythologie des Finnois. Traité envoyé à l'institut historique à Paris. 1842. Hier sei auch des thätigen Antheils gedacht, den mein Vater an dem Zustandekommen der Veröffentlichung des Nationalepos der Ehesten, des „Kalewipoeg“ genommen. Im Jahre 1838, in einer denkwürdigen Sitzung der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft in Dorpat, machte mein Vater auf die Nothwendigkeit aufmerksam die im Volksmunde noch lebenden Bruchstücke dieses Epos ohne Aufschub zu sammeln, ehe die Ueberlieferung gänzlich erloschen. Auf seine Aufforderung hin wurde diese Aufgabe dem Dr. Kreuzwald, einem seiner Studiengenossen übertragen. Wie dieser es in seinem Vorwort zum Kalewipoeg sagt: „kam dieses National-Unternehmen hauptsächlich dank der warmen Fürsprache und der zündenden Rede des Dr. G. Schulz (Dr. Bertram) zu Stande, durch die er seine Begeisterung auf die Zuhörer übertrug.“

In der Folge ist mein Vater für die strenge Kritik, die er an dem Werke Kreuzwald's, seines Freundes und Studiengenossen ausgeübt, sehr scharf angegriffen worden. Es ist hier nicht der Ort die Frage zu erörtern, ob meinem Vater, als einstigem Urheber des Unternehmens, eine solche Kritik nicht mehr zustand, als einem Andern; ob in dem gegebenen Falle das künstlerische Gewissen den Vorrang haben müsse vor der Freundschaft und in wie weit hier das Urtheil meines Vaters begründet war oder nicht — jedenfalls darf eine unparteiische Kritik es nicht aus den Augen lassen, daß Dr. Bertram (Dr. G. Schulz) der geistige Urheber dieses Werkes gewesen und daß eine loyale Aussprache zwischen den beiden um die Wichtigkeit des Gegenstandes gleich ernst besorgten Männern — stattgefunden und ihre Freundschaft ungetrübt fortbauerte bis an ihr Lebensende. — Hierüber dürfte die voluminöse Korrespondenz mit Dr. Kreuzwald, welche einem letzten Wunsche meines Vaters zufolge in der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft deponirt wurde,

um erst nach 50 Jahren veröffentlicht zu werden — vollständiges Licht verbreiten.

Nach Beendigung seiner Studien ging mein Vater in's Innere Rußlands und verblieb dort von 1836—39 als Hausarzt des Generalen U w a r o f f, auf dessen prachtvollem Gute S o l m im Smolenskischen Gouvernement.

Es war das erste Hinaustrreten in's Leben, die erste längere Trennung von der Mutter, mit der er bisher fast ununterbrochen in innigem und aufrichtigem Verkehr gestanden. Seine Universitätsferien hatte er bisher mit wenigen Ausnahmen bei ihr in Friedenthal im Tormaschen zugebracht und es wäre hier wohl angebracht dieser bedeutenden und originellen Persönlichkeit etwas näher zu treten.

Die verwitwete Oberpastorin hatte als Kind beim Propst Evers in Koddasfer Lesen, Schreiben, die vier Spezies und ein wenig französisch gelernt — mehr wurde damals für ein Mädchen nicht für nöthig erachtet. Sie hatte sich aber selbst später durch viele und gute Lektüre, einen großen Schatz an Kenntnissen erworben und ihren Geist durch den Umgang mit hervorragenden Männern gebildet. Ich will hier zwei erwähnen: den nachherigen Bischof Walter und den Professor Erdmann in Dorpat, deren Bekanntschaft meine Großmutter gemacht, als sie sich zu wiederholten Malen längere Zeit bei ihrem Neffen in Duckershof bei Wolmar aufgehalten, der in zweiter Ehe ihre Tochter Jenny zur Frau hatte. Ferdinand Walter war damals Pastor, Karl Erdmann Doktor in Wolmar und Hausarzt in Duckershof. Zu diesen beiden hervorragenden Männern stand meine Großmutter in einem Freundschaftsverhältniß bis zu deren Tode. Diese Weiden und vor allem ihr Sohn Georg versorgten sie in ihrer ländlichen Einsamkeit mit dem Besten, was auf dem Gebiet des Wissens und der Literatur erschien und sie hatte für alles, bis in ihr spätestens Alter, das lebhafteste Interesse.

Als sie in ihrem 83-ten Lebensjahre nach Dorpat kommen mußte, um sich einer Operation am Auge zu unterziehen, erregte sie durch den Muth und die Standhaftigkeit, mit der sie die Schmerzen ertrug, die Bewunderung der sie operirenden Aerzte. Während der Rekonvaleszenz wurde sie von so manchem bedeutenden

Manne, der sie in früherer Zeit kennen gelernt, wieder aufgesucht und er fand Vergnügen und Genuß im Verkehr mit ihr. Auch meine Großmutter fühlte sich sehr angeregt und erfreut, aber mit der ihr eignen Energie, brach sie, ungeachtet der Bitten ihrer Umgebung, den Aufenthalt in Dorpat ab, weil — „sie am Ende ein zu großes Wohlgefallen an diesem geistigen Verkehr fände und sie sich später zu einsam auf dem Lande fühlen würde.“ — Selbstüberwindung besaß sie in hohem Maße, verlangte diese aber auch von Andern; daher wohl der Eindruck der Strenge, den sie auf Jeden machte.

Doch, stets auf das Wohl Anderer bedacht, verstand meine Großmutter immer sich die Liebe und Verehrung, das Zutrauen ihrer Umgebung zu gewinnen. Sie nahm sich der Waisen im Gebiete an, erzog sie zu tüchtigen Dienstboten, wofür sie sich den Dank so mancher Hausfrau erwarb. Meine Großmutter hielt es aber nicht für nöthig ihren „Aufzöglingen“ außer Lesen und ein wenig Rechnen auch das Schreiben zu lehren: „so wie sie zu schreiben verstehen, schreiben sie doch nur Liebesbriefe“ — meinte sie. Sie ließ auf eigene Kosten eine Frau aus der Gemeinde in der Frauenklinik zu Dorpat als Hebamme ausbilden und half dadurch einem großem Uebelstande unter der bäuerlichen Bevölkerung ab. Diese lohnte ihr dafür mit der größten Dankbarkeit und Verehrung und „Banna praua“ (die alte Frau) war ihr Rath und ihre Hilfe in allen Angelegenheiten des Leibes und der Seele.

Großmama's Kenntnisse in der Medizin erfreuten sich eines großen Rufes. Von Nah und Fern kamen die hilfesuschenden Bauern zu ihr. Namentlich Sonntags war ihr Häuschen umlagert von Solchen, die mit dem Gange zur Kirche, auch den Gang zur „Banna praua“ verbanden, um für sich selbst oder für die kranken Angehörigen zu Hause die heilende Arznei zu erbitten, und gar wunderbar sind die Kuren, welche der Großmama zugeschrieben werden. — „Ich kurre die Leute mit Senfteig und chinesischem Thee und, Gott sei Dank, es hilft stets“ — sagte sie. Was aber den Leuten auch noch half, waren die Trostes- oder Scheltworte, die sie ihnen, je nach Bedürfniß, mit auf den Weg gab. Wie manches widerspenstige Weib hat sie zum Gehorsam gegen ihren Mann zurückgeführt, — wie manchen ungerathenen

Kindern in's Gewissen geredet, ihre alten Eltern in Liebe zu verpflegen. Wunderbar verstand sie es mit Jedem, weiß Alters, Standes, Nationalität er auch war, zu verkehren. Adels, Bauer, Geistlichkeit, alle waren willkommen und Jeder wurde mit der ihm zukommenden Etiquette behandelt — Menschenfurcht kannte die alte Frau nicht.

Viele charakteristische Einzelheiten könnte ich noch erzählen, doch das würde mich zu weit führen. Nur Eines sei noch erwähnt: Einst kam ein armer Tischler zu ihr, der auch die Glocken in der Kirche zu läuten hatte, weshalb er sich „Lautenschläger“ nannte, — klagte ihr seine Armuth und bat um Arbeit. „Lieber P...“ sagte meine Großmutter, „Möbel habe ich genug für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, aber ein Möbel werde ich doch noch brauchen und das ist mein Sarg. Nehmt mir das Maas und macht ihn mir, dann haben auch die Meinigen nicht dafür zu sorgen, wenn ich sterbe. Ich gebe euch 3 Rbl., ihr könnt davon manche Woche leben und ich bekomme meinen Sarg.“ So geschah es auch. Fünfundzwanzig Jahre stand der Sarg, mit einem Tuche bedeckt, in der Kleeze, und alle diese Jahre wurde die Kleeze nicht erbrochen, weil die Diebe sich vor dem Sarge fürchteten.

Eine zärtliche, liebevolle Mutter ihren beiden Söhnen, war ihr Verhältniß zu ihnen doch ein verschiedenes. Zum älteren Sohne sah sie auf, sie stellte ihn über sich, während der jüngere ihr immer der Sohn blieb, an dem noch zu erziehen war und wenn sie auch stolz war auf seine Kenntnisse, Gaben, seine schriftstellerische Thätigkeit, so wollte sie es ihn doch nicht merken lassen. Ein kleines Beispiel hiervon. Bei einem seiner Besuche bei der Mutter wollte mein Vater ihr sein neuestes Werk vorlesen. Er hatte dazu die Stunde nach Tisch gewählt, weil, wie er sagt: „eine Hausfrau vor dem Mittag, wie ein General vor der Schlacht sei, man darf ihr dann nicht in den Weg kommen.“

Als nun dieser wichtige Akt des Tages abgemacht, das Tischtuch fortgeräumt und die nöthige Ruhe eingetreten war, lehnte meine Großmutter sich in ihren Lehnstuhl zurück, deckte, wie sie zu thun pflegte, ihr Taschentuch über ihr Gesicht und

sagte: „So, jetzt lies, lieber Sohn, vielleicht schlafe ich ein.“ — Wenn mein Vater dieses erzählte, so lachte er oft bis zu Thränen.

Die Erinnerung an meine Großmutter hat mich von dem Lebensgang meines Vaters abgeleitet und ich kehre wieder zu der Zeit zurück, wo er Hausarzt beim General Uwaroff in Holm war.

In Holm hatte mein Vater eine ausgedehnte Praxis, nicht allein unter der ländlichen Bevölkerung, sondern auch auf den benachbarten Gütern der Sogradsky, Zmejoff, Machimoff, Scheremetieff, Lesles und Panin. Insbesondere hatte der alte Graf Panin auf Dougino eine herzliche Neigung und Zutrauen zu meinem Vater gefaßt. Als er schwer erkrankte und den Tod herannahen fühlte, ließ er meinen Vater nicht von seiner Seite und dieser war es, der dem werthen Manne die Augen zudrückte.

Die Gelegenheit Land und Leute zu studiren ließ mein Vater hier auch nicht unbenützt vorübergehen. Davon zeugen zahlreiche Briefe an seine Mutter, die häufig von kleinen Federzeichnungen begleitet waren, um das Gesehene und Erlebte anschaulicher zu machen. Hier fand er auch das Material zu den „Medizinischen Dorfgeschichten“, zu den „Episoden aus dem Leben Trischka's des Rasboiniks“, in denen er seine eigenen Erlebnisse auf den jungen Arzt Eduard überträgt. Diese Erzählungen aus dem Innern Rußlands, in denen er das „Wissenschaftliche mit dem Spannenden“ vereinigte (wie eine Rezension es sagt), erschienen zuerst im Inlande und dann als Sonderabdruck in Dorpat 1860. Aus jener Zeit stammen auch die Berichte an die Akademie „über Fossile im Smolenski'schen Gouvernement.“

Während seines Aufenthaltes in Holm fiel mein Vater in eine sehr schwere Krankheit (1839), die ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er sich so weit erholt, mußte er Holm verlassen und zur Stärkung eine Erholungsreise in's Ausland machen im Jahre 1840. Mein Vater reiste in Begleitung seines älteren Bruders Moritz, der im Kaukasus schwer verwundet worden war, hinaus. In Berlin wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Mein Vater lernte den berühmten Augenoperateur Dieffenbach kennen und wurde von ihm zu vielen Operationen herangezogen. „Im „Strabismus“ oder „Geschichten im Eilwagen“, die später

erschienen*), hat er an seine Erinnerungen aus dieser Zeit angeknüpft.

Professor Dieffenbach wollte meinen Vater bei sich behalten, doch dieser zog es vor, seinen Bruder nach Paris, London und Hamburg zu begleiten. Dann ging er allein über Leipzig, Jena, nach Weimar, wo er die Verwandten großväterlicherseits aufsuchte, bei Hof vorgestellt wurde und eine Einladung zum Diner erhielt. Bei einem längern Aufenthalte in Wien besuchte er die Vorträge mehrerer berühmter Professoren und arbeitete in seiner Wissenschaft. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitschriften und dichtete zur Feier des Einzuges des Erzherzogs Friedrich eine Kantate, die der bekannte Gesanglehrer und Komponist Profsch in Musik setzte. Von Wien aus sollte mein Vater die Heimreise antreten, ohne seine geheime Sehnsucht, Italien zu sehen, befriedigen zu können. Da wurde ihm ganz unerwartet von Seiten eines begüterten Mannes, eines früheren Kommilitonen, der Vorschlag gemacht, ihn nach Italien zu begleiten. Mein Vater nahm das Anerbieten an, wenn auch dadurch sein beabsichtigter Eintritt in den Staatsdienst verzögert wurde.

Die Eindrücke der italienischen Reise hat mein Vater theils in Briefen in die Heimath, theils in Gedichten wiedergegeben. Letztere erschienen zuerst 1842 unter dem Pseudonym *Levin* in Hamburg und wurden später, 1869 unter dem Titel: „*Bilder aus dem Süden*“ in die „*Gesammelten Werke*“ aufgenommen. (Dorpat, Gläser's Verlag, 1. Band). Unter diesen Gedichten befindet sich ein längeres philosophisches, betitelt „*Römische Dämonen*“, in welchem mein Vater die ihn damals bewegenden Gedanken über Religion und Kultur ausspricht. In den lyrischen Gedichten wird Italien wie eine Braut gefeiert und angehungen.

Man reiste damals im Wagen, in ungezwungener Weise sich Ruhepausen gönnend; Triest, Venedig, Genua, Rom, Neapel wurden besucht. Dann ging es über Marseille, Pau und die Pyrenäen nach Paris, wo mein Vater mit verschiedenen Vertretern der Wissenschaft in Verbindung trat und zum Mitglied des „*Institut Historique*“ ernannt wurde, dem er seine Schrift „*Ueber finnische*

*) In der „*St. Pötg. Acad. Ztg.*“ 1850.

Mythologie und Poesie“, betitelt: „La poésie des Finnois“ eingekandt hatte. In demselben Jahre (1842) reichte mein Vater der „Société Anatomique“ seine Abhandlung über Rassenverschiedenheit ein: „Recherches sur des différences anatomiques chez plusieurs peuples.“

In einem Brief an seine Mutter berichtet mein Vater von dem großen Eisenbahnunglück bei Meudon auf der Linie Paris-Verfailles, das während seines Aufenthaltes in Paris stattfand und dem er durch eine eigene Fügung entging. Er war nach Versailles gefahren und wollte mit dem Abendzuge nach Paris zurück. Auf dem Wege zur Station begegnete ihm ein altes Weib — eine Zigeunerin. Mein Vater konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie nach den Gebräuchen, dem Aberglauben, den Zauberformeln ihres Volkes auszuforschen und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Die Abfahrt des verhängnißvollen Zuges wurde versäumt und mein Vater mußte die Linie auf der andern Seite der Seine zur Rückfahrt benutzen.

Ueber Rouen, die Nordsee, Skagen, Kopenhagen, Bornholm, Dagö wird die Rückreise in's Vaterland endlich gemacht und zu Ende des Jahres 1842 tritt er in den Staatsdienst unter Baer und Pirogoff.

Von 1842—1848 Konservator bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg; von 1845—57 Professor des Anatomischen Instituts bei der neubegründeten Kaiserlich-Medico-Chirurgischen Akademie; 1854 gleichzeitig zum Ordinatore am 2-ten Land-Militair-Hospital ernannt und nebenbei seit 1843 als Arzt bei der Mineralwasseranstalt in Petersburg, im Sommer beschäftigt, fand mein Vater dennoch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Von den, in diesem Zeitraum veröffentlichten Werken, nenne ich folgende: Messungen an zwanzig verschiedenen Rassen. (Im Bulletin der Akademie.) Ueber den Bau der normalen Menschenhädel nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs — (mit 10 auf Stein gravirten Tafeln). St. Petbrg.-Leipzig Brockhaus. 1852. 64 S. 8°. Gratulationsschrift zur 50-jährigen Jubelfeier der Universität Dorpat. Руководство къ Препарованію. (Russ. Handbuch für anatomisches Präpariren.) Anweisung zum kurgemäßen Gebrauch

der Mineralwasser, nebst mehreren auf die Mineralwasseranstalt in St. Petbrg. bezüglichen Anzeigen und Abhandlungen. St. Petersburg. 1874. Dasselbe im Russischen: Наставление къ употребленію минеральныхъ водъ въ С.-Петб. 1856. Balneologische Skizzen am Ostseejtrande 1848. Die Naturforscherversammlung in Thüringen. (Inland 1853.) Ueber Schwedische Heilgymnastik. St. Petbrg. (Akad. Ztschrft.) — Auf litterärischem Gebiete war bereits die Aufmerksamkeit auf die dichterische Begabung meines Vaters gelenkt worden durch eine Reihe von kleineren Erzählungen — darunter der bereits erwähnte Strabismus, — die Novelle der Wolfsritter (Akad. Ztg. 1850) und namentlich durch seine „Esleriana“ betitelten Briefe (1848—50) die in der St. Petbrg. Ztg. erschienen und sehr ansprachen.

Im Jahre 1849 erschien die erste Reihe der Baltischen Skizzen, denen bald eine zweite Reihe folgte, unter dem Schriftstellernamen: Dr. Bertram, den mein Vater in der Folge beibehielt. — Mein Vater hatte sich lange nicht entschließen können, diese Skizzen zu veröffentlichen; er that es auf dringendes Zureden eines Freundes und der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Sie wurden in verschiedenen Ausgaben im In- und Auslande veröffentlicht und erlebten mehrere Auflagen*).

In der Vorrede zu einer der spätern Ausgaben der Balt. Skizzen, sagt mein Vater „Unbekannte hätten ihm öfters die Versicherung gegeben, daß sie in den Balt. Skizzen genau wiedergefunden, was sie selbst erlebt oder selbst beobachtet.“ — Dieses erfreute ihn sehr als ein Beweis, daß seine Schilderungen lebenswahr und allgemeine Giltigkeit hätten. — In der That ist in den Balt. Skizzen das Leben in Livland „vor 50 Jahren“ in einer Reihe von Bildern nach der Natur festgehalten und alle vor-

*) Dr. Winkelman in der Bibl. Livonia Historica führt folgende Ausgaben an: Baltische Skizzen. Schulz G. J. — pseud. Bertram, St. Petbrg. Ztg. 1852. Nr. 51; 2) Ermann Archiv XI. Heft 3. Berlin 1852; 3) Inland 1852 (vollständig); 4) I. Bändchen: 50 Jahre zurück. Dorpat u. St. Petbrg. 1853. 8^o. — Zweite Reihe. 1) Inland 1855; 2) Dorpat u. St. Petbrg. 1835. 8^o; 3) Baltische Skizzen. Berlin 1857. 3 Bändchen 8^o. Erstes Bändchen. 3. Auflage. Dorpat 1873. 8^o.

kommenden Typen nach dem Leben gezeichnet, — in einigen Figuren, wie derjenigen des Studenten Blau, mehrere Persönlichkeiten in eine verschmolzen.

In den nächstfolgenden Jahren erschienen die an anderer Stelle bereits angeführten größeren und kleineren Aufsätze über ehstnische und finnische Volkspoesie, Sagen und Märchen, aus welchen die erste größere bilinguale (deutsche=ehstnische) Dichtung, die Epos=Idylle *W o m b a W i d o**, sowie die Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter, betitelt „Jenseits der Scheere n“ hervorzuheben wäre.

Die schwierige Aufgabe, Gribojädoff's Meisterwerk, die unsterbliche dramatische Satire: „Горе отъ ума“**) in's Deutsche metrisch zu übertragen, beschäftigte meinen Vater mehrere Jahre hindurch. Auch machte er selbst einige dramatische Versuche (u. a. die drei Halsbänder. Leipzig 1853).

Eine kleine Novelle: „Die Nixe von Pargula“ — ein Traum — und — Sommermärchen, erschien 1845 in der St. Petbrg. Ztg. und zeigte eine phantastisch melancholische Poesie. Es erschienen ferner die Elegie auf den Tod des Kaiser's Nicolaus I. und die Schlacht von Sinope (a. d. Russischen 1855). In dieser Zeit entstanden auch mehrere Kinderschriften: die „Martha Marzibil“, das „Zauberkästchen“, „Mausekatz“, die er in Friedenthal für seine eigenen Kinder geschrieben.

Bereits im Jahre 1845 hatte sich mein Vater verheirathet mit Fräulein Theodora von Unger. Nirgends fühlte er sich wohler, als im eigenen Hause, an der Seite seiner mit hohen Geistes- und Herzensgaben ausgestatteten jungen und schönen Frau, einer der besten Schülerinnen Henselt's, inmitten seiner fünf Kinder, deren Aufblühen und Entwicklung zu beobachten ihm, dem Kinderfreunde, die größte Freude bereitete. In seinem Hause verkehrten auch gern Künstler und Gelehrte. Vor Allen war es der geniale Pianist und Komponist Adolf Henselt, der als lang-

*) Zuerst erschienen in der „Valt. Monatschrift“; siehe auch *Limatar*. Ges. Schriften. Dorpat, Gläfers Verlag.

**) Verstand schafft Leiden. Schauspiel in 4 Akten und in Versen nach dem Russischen des Gribojädoff metrisch übertragen von Dr. Bertram. Leipzig 1853.

jähriger Freund des Hauses, diesem die musikalische Weihe gab. Keiner verstand es besser als mein Vater mit dem reizbaren Künstler umzugehen und dieser verschmähte es nicht, dem Rathe meines Vaters auch in musikalischen Dingen Gehör zu schenken, ihm seine Werke vor dem Erscheinen mitzutheilen. Gerne erholte er sich abends bei einer Whistpartie und der Zigarre, an den launigen Einfällen meines Vaters von dem Merger, den ihm tagsüber seine unzähligen Schüler bereitet, wogegen er wieder meinen Vater durch sein köstliches Klavierpiel erquickte und zu neuen dichterischen Thaten begeisterte.

Von einigen gemeinsamen Erlebnissen auf einer Konzertreise Henselt's in den baltischen Provinzen, habe ich bei Gelegenheit des 50. Jahrestages des letzten Konzertes Henselt's in Dorpat an dieser Stelle berichtet*).

Neben Henselt sei noch des schon erwähnten talentvollen Karl Bollweiler gedacht, der von den lyrischen Gedichten meines Vaters gegen dreißig in Musik gesetzt hat, namentlich Lieder aus der Bräutigamszeit und aus der Zeit der jungen Ehe; so auch ein reizendes Wiegenlied „Komme Sandmann leise“, dem ersten Kinde gewidmet. „Wenn ein Gedicht musikalisch gut ist, so muß gleich beim ersten Lesen die darin enthaltene Melodie dem Musiker vor der Seele stehen,“ — lautete ein Ausspruch dieses Künstlers.

Auch die in Petersburg konzertirenden Künstler aus dem Auslande waren gern gesehene Gäste des Hauses, so der Sänger Mario, Klara Schumann mit ihrem Gatten u. A. — In späteren Jahren der Wiener Pianist Josef Derffel, Komponist der melodischen Steirischen Ländler und „Valse brillantes“; Alexander Dreyschock, der brillante Virtuos und Meister des Oktavenspiels, einer der tüchtigsten Professoren am Petersburger Konservatorium; Anton Rubinstein, der titanische Klavierheros und verschiedene andere Künstler und Künstlerinnen.

Die bildenden Künste waren u. A. durch den genialen, leider so jung verstorbenen russischen Maler N. Ulianoff vertreten, dem

*) Baltische Monatschrift 1891. Eine Konzerttournee in den baltischen Provinzen v. Bertram.

die „Martha Marzibill“ ihre reizenden Illustrationen verdankt. Auch lieferte er eine Reihe von Illustrationen zu der geplanten Prachtausgabe der „Peterslieder“ (Manuskript) meines Vaters und musterhafte Federzeichnungen zum „Womba Wido“, die leider verloren gegangen sind. Ich nenne noch den holländischen Maler Remy van Haanen, dessen Oeuvres so gerühmt werden und den originellen Architekten N. P e g o l d, Professor der Akademie, der mit seinen Versuchen den national-russisch-byzantinischen Baustyl wieder aufleben zu lassen, seiner Zeit vorausgeeilt war und ebenso brusque wie genial seiner Begeisterung und Ueberzeugung für diese Renaissance Ausdruck gab.

Aus der Gelehrtenwelt wären zu nennen: Pirogoff, die Leibärzte Sr. Majestät des Kaisers Dr. v. Karell, Dr. Obermüller, Dr. v. Hirsch, der Akademiker Wiedemann, die Bischöfe Ullmann, J. Walter, der Generalsuperintendent Richter und einer späteren Periode vorgreifend, die russischen Schriftsteller und Poeten: T u t s c h e f f, A p o l l o n M a i k o w, P o l o n s k y, Fürst W j a s e m s k y u. s. w.

Ich schließe hier die Liste, da bei den mannichfachen Beziehungen meines Vaters zu den verschiedensten Kreisen, eine Aufzählung aller Personen von Bedeutung, mit denen er in mehr oder weniger nähere Berührung kam, den Rahmen einer Skizze überschreiten würde.

Nach den Worten eines sehr guten Hausfreundes, bestand der Zauber im Umgange mit meinem Vater, in dem Interesse, welches er an Andern und an den Beschäftigungen Anderer nahm. Er hatte die Eigenschaft eines guten Causeurs, — diejenigen, die mit ihm sprachen, ihr „Bestes“ reden zu machen und Jeder meinte dann von sich: „wie unterhaltend bin ich gewesen“.

Daher erklärt sich auch die Anziehungskraft, die mein Vater besonders auf junge Leute ausübte. Wie viele junge Talente wurden von ihm entdeckt, auf die richtige Lebensbahn gewiesen und erhielten durch seine Bemühungen die nöthigen Mittel sich für dieselbe vorzubereiten. (Schluß folgt.)





Kunſtbriefe.

VII.

Der Naturalismus in der Kunſt, in der Dichtkunſt ſo gut wie in der plastiſchen, wird bald ſchon ganz abgewirthſchaftet haben. Seit etwa einem halben Jahrzehnt tritt das auf jeder großen Ausſtellung immer mehr und mehr zu Tage. Aber wenn ich ſage „abgewirthſchaftet“, ſo ſoll in dieſem Worte nicht das Mißachtende zum Ausdruck kommen, das meiſtens ſeinen Nebenſinn bildet. Ich meine nur, daß er zurückzutreten beginnt, nachdem er eine große Miſſion erfüllt hat. Die Miſſion nämlich, dem Auge die Welt des Natürlichen zurückzuerobern, das Reich der Kunſt von der Kulißſe, der Phraſe, der Poſe, der ganzen geſpreizten, durch und durch unwahren Theatralik zu säubern. Er hat das gründlich beſorgt, ſo gründlich, daß er auch gleich die blühende Phantaſie und innige Empfindung verjagte und an ihre Stelle das protokollarische Dokument ſetzte. Das Alltagsleben nach ſeiner excluſiv materiellen Seite hin wurde zum herrſchenden Motiv; das Alltagsleben und die Alltagsmenſchen zunächſt aus den Kreiſen der armen Leute, der „Ernidrigten und Bedrückten“, ſpäter aber in allen Schichten der modernen Menſchen überhaupt.

Doch dann ward man allmählich der trockenen Materie, des nüchternen Protokolls überdrüſſig, und nicht bloß in Bezug auf

Armeleutmalerei und Hinterhauspoesie. Man sehnte sich heraus aus dem Bannkreise des rein Stofflichen, des Banalen, des Alltäglichen, man wollte ein Gegengewicht haben gegen Materialismus und schroffe Tendenz und man wandte sich, dabei aber der neu erworbenen Ausdrucksmittel nicht vergessend, Dingen und Ideen zu, die zu Beginn unseres Jahrhunderts und während seiner ersten Hälfte als „romantisch“ bezeichnet wurden, die man heute symbolistisch, mystisch, neuidealistisch u. s. w. nennt. Denn im Grunde genommen ist's beide Mal dasselbe — der gleiche Kultus des Gefühls, der Empfindung, der Phantasie.

Es würde mich heute zu weit führen, bei dieser neuesten Richtung in der Kunst unserer Tage, die aber übrigens auch schon bald ihren Höhepunkt hinter sich haben dürfte, eingehender zu verweilen. Daß sie eine berechtigte aus dem Zeitgeist und den Zeitverhältnissen herausgeborene Reaktion bedeutet, das nachzuweisen hatte ich Gelegenheit im vorigen Herbst, wo ich die kirchliche und religiöse Malerei auf der letzten großen Berliner Ausstellung von internationalem Charakter besprach.

Hier nur so viel, daß die Erscheinung nicht bloß berechtigt, sondern auch erfreulich ist, daß sie aber gleichzeitig verhängnisvolle Auswüchse und verderbliche Wucherungen zeigt, die gegenüber dem Materialismus strengster Observanz ein anderes Extrem darstellen — das einer ganz und gar unkünstlerischen Ideen- und Gedankenmalerei oder formlosen Stimmungsmalerei. Zumal, wenn es sich um Malerei im engeren Sinne des Wortes handelt, denn daß in der Radirung, in der Lithographie, in der Kartonzeichnung tiefsinniger Ideenausdruck mehr am Plage ist, das beweist u. A. der Ruhm eines Max Klinger und in jüngster Zeit das große Aufsehen der Zeichnungen Sascha Schneiders. Das Gefünstelte und Gefuchte, das Gespreizte und Gezierte, ein Kokettiren mit angeblichem Tiefsinn und geheuchelter Genialität begannen um sich zu greifen als ein willkommener Deckmantel für die künstlerische Impotenz und technische Unvollkommenheit... Publikum steht davor und weiß nicht, was es dazu sagen soll. Ist es unbefangen genug, so wendet es sich wohl achselzuckend oder gar lachend ab; schwört es aber auf gewisse Spitzführer der Kritik, dünkt es sich geschelter, als die Masse, dann verstummt es in scheinbar ehrfurchts-

vollem Staunen oder aber ruft laut sein „Hosiannah!“ — gerade, weil es nichts verstanden hat von all' dem „Tiefſinn“ und all' der „Genialität“. Uebrigens iſt dieſer zweite Fall noch immer weitaus der ſelteneren. Iſt das Niveau des allgemeinen Kunſtverſtändniſſes leider ziemlich niedrig — im Ganzen fühlt die Maſſe doch bald heraus, wo etwas nicht richtig iſt. . . .

* * *

Nicht meine ich hier Kunſtleiſtungen, wie die eines Ludwig v. Hofmann, des Dichtermalers, und Walter Leistikow's*), des Träumers in Farben, zweier der Hauptführer des Berliner Seceſſionisten-Vereins der „XI.“, zu dem auch Klinger, Liebermann, Starbina gehören; und auch ſolche nicht, wie die der meiſten Mitglieder der kleinen internationalen „Vereinigung freie Kunſt“, zu der aber freilich auch der extravagante Holländer M. Melchers gehört, der das Steckenpferd naiſten Primitivismus reitet — denn das ſind immerhin doch Kunſtleiſtungen, wenngleich für Manche befremdliche. Aber es giebt unter den Jüngſten heute einige gar ſonderbare Käuze, die jene Betrachtungen durchaus nahe legen.

Das ſind die Leute, die in ihrer techniſchen Unfertigkeit auf den bekannten Pariſer Symboliſten-Fey, den Sar Beladan, den famoſen „Großmeiſter der Roſenkreuzer“ ſchwören und auf ſein hilfsbereites Axiom: „Nichts iſt die Technik; Alles iſt der Gehalt, der Gedanke, der Stil.“

Unter ſolchen Umſtänden kommt Einem leicht das Grufeln an, hört man von einem neuen „Ideen-“ oder „Stimmungsmaler.“ Jung iſt er natürlich faſt immer, blutjung, und im Uebrigen — der mephiſtoſiſche Ausſpruch

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein System bereiten“

*) Nicht „Leutikow“, wie der Name im Januar-Brief verſtümelt wurde vom Druckfehlerteuſel, der auch aus dem bekannten Pariſer Impreſſionisten Besnard einen Bernard machte.

— mit einer leichten Veränderung läßt er sich ja auch durchaus auf die Malerei anwenden, wie auch die anderen Verse:

„..... ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist in Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.“

Aber freilich — man muß sie malen können, „die schöne grüne Weide“, kann man das nicht, dann begnügt man sich mit dem Spekuliren auf dürrer Haide und glaubt gar noch Wunder was geleistet zu haben. Doch nicht Alle theilen diesen Glauben und mancher geht ernstlich böse von dannen: er nimmt an, der Künstler habe ihn regelrecht dupiren wollen. Melchers mit seinen primitiven Bildern von der Insel Walcheseu im Stile und der Manier eines Tertianers, der unbeholfene Zeichnungen in kindischer Manier kolorirt, hat z. B. diese Erfahrung gemacht, obgleich Maeterlinck, der belgische symbolistische Dichter, ihn mit einem poetischen Vorwort bei uns einführte und obgleich unter seinen 25 Bildern einige sich befanden, die jener Tertianer nicht hätte malen können. Eben dadurch machte das Uebrige den Eindruck ganz bewußter Koketterie . . .

Jedoch Melchers — es läßt sich über ihn immerhin noch eine Diskussion aufnehmen.

* * *

Dagegen giebt's auf dem Berliner Kunstmarkt auf diesem Gebiete auch Anderes zu sehen, als diese Melchers'schen Bilder, die, wie gesagt, einen Theil der Ausstellung der „Vereinigung freie Kunst“ ausmachten und somit wenigstens nicht präntentiös auftraten.

Jüngst ging zünftigen Kritikern und unzüftigen Kunstfreunden die Einladung zu einer Sonderausstellung im ersten Stock eines Hauses unter den Linden zu. Vorzorglicher Weise war der Karte ein Katalog mitgegeben worden. Er war sehr interessant, vielleicht das Interessanteste an der ganzen Ausstellung. Fast jedes in ihm aufgeführte Bild war mit einem erläuternden Text versehen; es gab Gedächtnisse in ihm, die den Maler zu seiner Arbeit begeistert hatten u. s. w.. Das war Alles sehr bezeichnend. Also glaubte

er von vornherein, daß man ihn nicht verstehen würde, also meinte er den Eindruck eines schauerhaften Bildes abschwächen zu können, wenn er klangvolle Verse eines symbolistischen Dichters daneben setzte. Aber das Alles war ihm nicht genug. Er zog gar mitunter die Dekoration des Ausstellungsraumes in den „Kommentar“ hinein. Da ist z. B. ein besonderes Kabinet, dessen Thür herausgehoben ist. Ein rother Stoffstreifen mit allerlei kabbalistischen Schriftzeichen umgiebt den Thürrahmen, darüber prangt ein riesengroßes Auge „als Spiegel der menschlichen Seele.“ Im Kabinet ist der Thür gegenüber eine „Versuchung“ aufgestellt, ein rothhaariges Akt-Modell in Lebensgröße, das der Rahmen unterhalb der Hüften abschneidet, naturalistisch behandelt und mit einem Apfel in der Hand, so wenig verführerisch, daß man nicht begreift, warum die Thür durch eine bunte Schnur abgesperrt ist. Daneben ein anderes Bild: „Femina.“ Eine unendliche, blauschillernde Schlange windet sich unter blutrothem Himmel über einen grasgrünen Plan; im weit aufgerissenen Maul des Ungeheuers, das zwei gewaltige Frauenbrüste hat, zappelt ein nacktes Männlein. Und diese Symbolik ist nun auch auf die Dekoration des Zimmers ausgedehnt worden: Vor dem Bilde „Femina“ ist nämlich eine Couchette aufgestellt, auf der ein Paar weiße Handschuhe, ein zerknüllter Klapphut und eine Laute liegen! Vermuthlich eine Andeutung, daß der einst glückliche Besitzer dieser Dinge auch von der unheimlichen Schlange aufgefressen worden. Das „ewig Weibliche“ spielt auf dieser Ausstellung überhaupt eine große Rolle, in Bildern und Entwürfen, in Skizzen und Studien; das Weib mit seiner verhängnißvollen Macht, das Weib mit seinem tragischen Geschick; bald als Verführerin, bald als Verführte. Das Allermeiste unfertig, roh, abstoßend häßlich in Farbe und Zeichnung. Auch religiöse Motive sind vielfach vorhanden. Große, gewaltige Probleme behandeln sie mitunter. So z. B. „Finis mundi“, wo in wilder alpiner Landschaft, zwischen sich öffnenden Gräbern und Schaaren von Auferstandenen, Vertreter aller Glaubenslehren, geführt von singenden Engeln in langem Zuge auf uns zu pilgern. Sie meinen — die Idee sei gar nicht übel? Gewiß nicht, nur die Malerei ist's leider auch in diesem Fall. Oder eine Leinwand ist vom ersten Plan bis tief in den Hinter-

grund von einem dichtgedrängten vielhundertköpfigen Anaul schlecht gezeichneter nackter Menschen, im Vordergrund hier und da in Veter- oder Verzückungsstellung, gefüllt. Ueber diesem Leibermeer taucht eine riesengroße blutrothe Sonne auf. Bezeichnung: „Ein Gebet“; Kommentarbemerkung: „Die erste religiöse Empfindung.“ Haben Sie jetzt verstanden? Wollen Sie noch ein Bild? Es ist eine Elle hoch. Quer laufen Streifen der Regenbogenfarben, nach unten zu breiter werdend, am breitesten das Dunkelblau und Violett. Auf diesem tiefdunklen Vordergrund, der die Hälfte des Bildes einnimmt, erhebt sich ein schwarzgraues Postament und auf diesem steht, dem Beschauer den Rücken zugekehrt, ein stilisirter tief dunkelroth gekleideter Engel, dessen braunschwarze Flügel weit hineinragen in die lichten gelben und lila Streifen Bezeichnung: „Siehe es will Abend werden!“ Kommentarbemerkung: „Eine musikalische Empfindung . . .“

Doch genug. Sie sind natürlich neugierig, wer der Maler ist? Richtig — auf der ersten Seite des Katalogs befindet sich ein Porträt. Ein junger brünetter Mann im Frack, mit modisch kurzem Haar und Spitzbart. Etwas Weltmüdes liegt in den Zügen des schmalen Gesichts und etwas nach Innengekehrtes in den dunklen Augen, die also des Vincenez's, das die Nase trägt, eigentlich gar nicht bedürfen. Darunter steht zu lesen: „A d o l f S o m m e r f e l d, geboren am 17. Juli 1870 zu Schroda, besuchte von seinem 17. bis 19. Jahre die Kunstakademie zu Berlin. Eine zweijährige Studienreise nach Italien war für seine malerische Ausbildung, besonders für seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler, von Wichtigkeit. Nach seiner Rückkehr etliche Zeit Atelier Schüler, begann er im Oktober 1893 seine selbständige Thätigkeit.“

Leider! Schule hätte dem übrigens unleugbaren Talent, das Herr Sommerfeld besitzt, sicher noch genügt. Daß er im Zuge war, was zu lernen, beweisen einige Altzeichnungen aus der akademischen Zeit, einige landschaftliche Studien aus Italien. Auch ein paar ganz gute Porträts sind auf der über hundert Nummern bietenden Ausstellung zu sehen. Dann aber erkannte er „seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler“ und beschloß offenbar, mit Edward Munch und Heinrich Pudor zusammen ein

Kleeblatt unverstandener und unverständlicher symbolistisch-mystischer Sudelmalerei zu bilden. Hoffentlich nicht auf zu lange Zeit — damit man ihm diese präventiöse Sonderausstellung noch vergeben kann und er nicht sang- und klanglos verschwindet, wie jene Beiden.

Daß man Symbolist sein kann und dabei doch immerhin Annehmbares schaffen darf, das beweist der junge Berliner Martin Brandenburg. Wenn der sich verlieren sollte, so thäte es Einem herzlich leid. Es steckt ein wahrer Künstler in ihm. Nur muß er, der seiner Anlage nach durchaus Lyriker ist, nicht allzusehr dem Gedanken Raum geben, denn der würde seine Kunst tödten. Technisch fertig ist auch er nicht, aber das wäre das Geringste. Bedenklicher schon ist seine oft unschöne Farbengebung.

Er stellte mit einigen anderen der Jüngsten, wie Edmund Edel und Hans Baluschek im Februar bei Gurlitt eine Reihe großer Pastellgemälde aus, die viel von sich reden machten, mehr wohl, als dem jungen Künstler gut sein mag. Was für Stoffe er wählt? Sie sind ganz und gar romantisch im alten Sinn, nur mitunter noch viel phantastischer. Aber die Ausdrucksmittel, die sind neu, sind modern und kennen keine Tradition. „Der Frühling und der Reif“: rechts unter klarblauem Himmel, auf blumiger Aue, von Amoretten umgaukelt, ein blondes Mädchen, so ein rechtes Märchenkind, mit Blumen spielend; und links: eine rothhaarige alte Hexe, aus Waldesdunkel hervortretend, Herbstblätter von den Bäumen schüttelnd und die Blumen hohnlachend zertretend. „Der Ritter mit den Rosen“: in den Dünen am brausenden dunklen Meer, dessen Brandung hoch oben das Bild abschließt, ein junger sterbender Ritter in grüngolbener Rüstung, steif dahingestreckt im Grase und zu ihm sich niederbeugend, ängstlich wiehernd sein schwarzer Gaul, und Roß und Reiter — Beide von rothen Rosen umrankt . . . Brandenburg's Phantastik verlockt ihn sogar dazu, die Musik malerisch zu behandeln. Das heißt natürlich nicht im ornamentalen und allegorifizirenden Stil, sondern die Klänge wandeln sich ihm zu Farben. Neu ist's ja in der Theorie nicht. Warum sollten wir uns jenes Lied und diesen Walzer nicht farbig vorstellen können auf dem Wege der Stimmungsassoziation? Aber Brandenburg übersezt das ins Praktische. Er

malte uns z. B. eine Sonate: unten am Rande des Bildes drei Herren, die im modischen Anzuge ein Trio spielen und über ihnen ein geisterhaft Verworrenes von Farben und Formen, Landschaft halb und halb Phantasiegebilde, die einzelnen Farbenklänge oder Klangfarben bald sich weit ausbreitend, bald im Knäuel zusammengebrängt, dann wieder schlangengleich sich hinrollend oder jäh aufschießend wie ein Wasserstrahl. U. s. w. Davon lieft sich so schwarz auf weiß recht gut und es nimmt sich vielleicht sehr interessant aus. Aber steht man vor dem Bilde, so sieht's sich anders an. Das ist bei so vielen Symbolisten der Fall, auch bei solchen, die besser zeichnen, die mehr Perspektive kennen, richtiger modelliren und feinfühlicher die Farbentöne wählen und abstimmen, als z. B. Martin Brandenburg.

Das ist das Gefährliche bei dieser gedanken- und empfindungsvollen, Gedanken und Empfindungen anregenden Malerei, die für sich dabei das Prädikat der „Stimmungsmalerei“ in Anspruch nimmt, als ob es außerhalb ihrer keine solche gäbe

Berlin, im März 1896.

J. Norden.





Litterarische Umschau.

Selbstbiographien haben den großen Vorzug, daß sie den Lebensgang ihrer Verfasser, wenn sie mit Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe geschrieben sind, lebendiger und anschaulicher vor Augen stellen, als jeder Bericht eines Andern es vermag. Die Fäden der Entwicklung, der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Lebensstufen, die fördernden und hemmenden Momente des Daseins sind jedem Menschen, der mit Bewußtsein durch die Welt gegangen ist und mit ernstem Nachdenken auf sein Leben zurückblickt, naturgemäß selbst am besten bekannt und er vermag am leichtesten selbst Aufklärung zu geben über das Wie und Warum seines Werdens. Andererseits haften fast jeder Selbstbiographie Mängel an, die auch dem zuverlässigsten und wahrsten Menschen zu vermeiden fast unmöglich ist. Wer am Ende seines Lebens oder in vorgerücktem Alter auf seine vergangenen Jahre zurückblickt, dem wird nicht nur auch beim treuesten Gedächtniß sich im Einzelnen vieles verschieben, sondern, was mehr bedeutet, die Auffassung und Beleuchtung früherer Lebensabschnitte wird unwillkürlich eine ganz andere werden, als sie einst war, da man die Dinge erlebte; Leidenschaften und Empfindungen erscheinen in der spätern Betrachtung gedämpfter und abgeblaßter, man sieht vieles in einem Zusammenhange, der in Wirklichkeit gar nicht existirt hat. Besonders die Jugendzeit gewinnt in der spätern Beleuchtung fast immer eine von der Wirklichkeit abweichende Gestalt. Ist sie glücklich gewesen, so erscheint sie dem durch

schmerzliche Lebenserfahrung gereiften Sinne wie ein verlorenes Paradies von goldenem Glanz umflossen; ist sie aber schwer und dunkel gewesen, dann trägt der ältere Mann die Reflexion seiner späteren Jahre in die Seele des Knaben und Jünglings hinein und es erscheint ihm alles noch viel trüber und schwerer als es in Wirklichkeit gewesen. Nur selten und ausnahmsweise gelingt es einem Darsteller der eigenen Jugend die wirklichen Züge des Erlebten in voller Wahrheit festzuhalten. Das ist, wie es uns scheinen will, bei den in deutscher Uebersetzung von N. Fürstig uns vorliegenden Jugenderinnerungen des Professors Alexander Zwanoiwitsch Nikitenko*) der Fall. Nikitenko, ein Kleinrusse, war 1802 in einem Dorfe des Gouvernements Woroneß geboren und starb 1877 als Professor in Petersburg. Er schildert in diesem Buche seine Kindheit und seine Jünglingsjahre bis zum Oktober 1842, d. h. bis zu seiner Freilassung aus der Leibeigenschaft. Nikitenko's Jugenderinnerungen sind ein höchst beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß der innern Verhältnisse Rußlands unter Alexander I. und kulturgeschichtlich von dem größten Interesse. Der Gegensatz zwischen Kleinrussen und Großrussen, das Leben der kleinrussischen Bauern, der Druck der Leibeigenschaft und der durch sie verursachten Zustände, das Leben der Gutsbesitzer in der Provinz, die Uebermacht des Beamtenthums, die Sehnsucht nach Freiheit und das Streben nach Bildung bei manchen Leibeigenen — alles dies tritt uns in größter Anschaulichkeit aus Nikitenko's Darstellung entgegen. Und wie anziehend ist die Schilderung der Familie des Erzählers, die ungebildete, aber fromme, geduldige, stets arbeitssame liebevolle Mutter, der kluge, ungewöhnlich gebildete freiheitsliebende Vater, der überall nur die Gerechtigkeit zur Geltung bringen will und dadurch immerfort in Noth und Bedrängniß geräth, dabei selbst von heftiger Leidenschaft fortgerissen wird, endlich der Erzähler selbst, dessen Seele von Kindheit an von dem Drange nach Bildung erfüllt ist, wie naturwahr, wie lebendig sind diese Charaktere geschildert! Dies Buch giebt einen Einblick in das

*) Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. VII. Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Leben des Volkes im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wie es wenige Schriften thun. Der große Krieg von 1812 berührt nur mit ganz leisen Schwingungen diese entfernten Gegenden. Desto größer ist die Einwirkung, welche die aus den Freiheitskriegen zurückkehrenden Offiziere mit ihren in Deutschland und Frankreich gewonnenen westeuropäischen Ansichten selbst auf die Bewohner des abgelegenen Strogoschk ausübten. Höchst anziehend sind die Mittheilungen Nikitenko's über die regelmäßigen Zusammenkünfte dieser Offiziere, ihre politischen und litterarischen Bestrebungen, an denen auch er, obgleich nur ein armer Elementarlehrer, Theil nehmen durfte: das gemeinsame Streben nach Bildung ließ jeden gesellschaftlichen Unterschied zurücktreten. Mehrere dieser aufstrebenden Offiziere haben später, in die Verschwörung der Dekabristen verwickelt, ein trauriges Ende genommen, so namentlich Milejew, den Nikitenko gut gekannt hat. Mit Mitgefühl und Bewunderung begleitet man den Verfasser auf seinem dornenvollen Wege zur Freiheit. Unablässig arbeitet er an seiner Ausbildung, noch ein Knabe wird er schon Lehrer und lehrt und lernt zugleich unverdrossen, um sogleich nach dem frühen Tode des Vaters die Mutter und die Geschwister zu erhalten. Er hat dabei mit Schwierigkeiten genug zu kämpfen, aber es gelingt ihm sie alle zu überwinden. Durch sein lebhaftes Interesse für die damals in's Leben gerufene russische Bibelgesellschaft lenkte er die Aufmerksamkeit des Hauptförderers derselben, des Fürsten N. A. Golizin, auf sich. Er eilt auf dessen Ruf nach Petersburg, um durch ihn das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens zu erlangen: die Freiheit von der Leibeigenschaft und darauf den Zutritt zum Gymnasium, das den Leibeigenen verschlossen war. Höchst anziehend ist die Erzählung, welche Schwierigkeiten und welche Hindernisse trotz der Fürsprache der vornehmsten Personen sich Nikitenko's Freilassung entgegenstellten, bis endlich halb gezwungen sein Herr, der Graf Scheremetjew, sie ihm ertheilte. Manche Schilderungen aus Nikitenko's Kinderjahren sind in ihrer schlichten Einfachheit von einem Hauche wahrer Poesie durchweht, sie erinnern bisweilen an die köstliche Erzählung Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Tockenburg, von seinem Jugendleben, wie verschieden im Uebrigen die Menschen, Zeiten und Gegenden auch sind. Nikitenko's Aufzeichnungen gehören zu

dem Besten, was die Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten bisher gebracht hat. Wir wünschen lebhaft, daß auch von den Tagebüchern Nikitenko's über sein späteres Leben, die ebenfalls in der „*Russkaja Starina*“ veröffentlicht worden sind, eine vollständige oder wenigstens eine alles Wesentliche wiedergebende Uebersetzung in einem der nächsten Bände der Bibliothek erscheinen möge. Die Uebersetzung ist gut, nur an wenigen Stellen stößt man auf Russizismen.

In eine völlig andere Welt versetzt uns die Schilderung der Jugendzeit eines Mannes, dessen Name noch vor 30 Jahren sehr bekannt und viel genannt war, wir meinen das Buch: Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Neuß*). Das von Ph. Nathusius herausgegebene Volksblatt für Stadt und Land war einst in konservativen und christlichen Kreisen ein viel gelesenes und verbreitetes Blatt. Des Herausgebers streng kirchliche, mitunter katholisierende Anschauungen, seine originelle Schreibweise, sein überall hervortretender Haß gegen Nationalismus und Liberalismus, sein feiner Sinn für alles Poetische so wie seine Neigung zum Volksthümlichen, die namentlich in seinen gern gelesenen literarischen Besprechungen zum Ausdruck kamen, verschafften dem Blatte eine angesehenere Stellung. Im Volksblatt erschienen zuerst die prächtigen kleinen Erzählungen von Marie Nathusius, der Gattin Philipps, und eifrig wurden von Freund und Feind die geschichtlichen Monatsberichte gelesen, die der geniale Historiker Heinrich Leo 10 Jahre lang, bis 1860, für das Blatt schrieb. Es war ein echt volksthümliches und zugleich alle wahrhaft Gebildeten befriedigendes Organ, von dessen Bedeutung ebenso die Anhänglichkeit und Verehrung der Freunde wie der Haß und der Widerwille der Feinde Zeugniß gaben. An seine Stelle ist später die konservative Monatschrift getreten, ohne doch je die Verbreitung und die Wirkung des Volksblattes zu erreichen; es fehlt ihr schon der einheitliche Charakter, den das Volksblatt unter Nathusius Leitung besaß. Als Ph. Nathusius 1872 starb, war

*) Berlin. Verlag von Wilhelm Herz (Beyersche Buchhandlung). 4 M.

die Glanzzeit des Volksblattes schon vorüber. So rasch verdrängt in der Gegenwart eine Richtung die andere, lösen sich die geistigen Strömungen ab, daß nach einem Menschenalter einst vielgenannte Namen verklungen und vergessen sind; so ist es auch Ph. Nathusius ergangen, dessen in dem großen Sammelwerke der allgemeinen deutschen Biographie nur beiläufig in dem seiner Gattin gewidmeten Artikel Erwähnung geschieht, ohne daß seiner bedeutenden journalistischen Wirksamkeit auch nur gedacht wird. Und doch hat es der vielseitige, von echter Vaterlandsliebe erfüllte, poetisch begabte und von tiefer Sehnsucht nach der Einheit der christlichen Kirche erfüllte Mann verdient, daß seiner auch von der Nachwelt nicht vergessen werde. Da ist es denn sehr erfreulich, daß in dem vorher erwähnten Buche die ersten 25 Jahre von Ph. Nathusius Leben eingehend geschildert werden, denen hoffentlich bald eine Darstellung seines spätern Lebens folgen wird. Das Buch beruht wesentlich auf Tagebuchaufzeichnungen und Briefen und hat dadurch den Charakter völliger Zuverlässigkeit. Es ist ein höchst anziehendes und lehrreiches Bild deutscher Geistes- und Lebensentwicklung aus den 20-er und 30-er Jahren unseres Jahrhunderts, welches uns hier geboten wird. In dem Hause des Vaters Gottlob Nathusius, eines reichen Fabrikanten und Gutsbesizers in der Nähe von Magdeburg, herrschte der nüchternste und kühlste Rationalismus, alles spezifisch Christliche, alles Poetische, ja überhaupt alles, was an Phantasie erinnert, war daraus verbannt. In dieser Atmosphäre erwächst der junge Philipp mit einem Sinne, der von früh an auf alles Dichterische, Wunderbare, Phantastische gerichtet ist. Sein leicht empfängliches, jedem Eindruck offenstehendes Gemüth ergiebt sich bis zur völligen Selbsttäuschung großen Dichtern und poetischen Richtungen, so nach einander Schiller, Homer, Goethe, den Romantikern, der Volkspoesie, ja sogar Börne; er schreibt und denkt immer ganz im Geiste und Stile seiner Vorbilder. Er sucht stets nach dem Idealen und das Aesthetische scheint ihm weit über dem Moralischen zu stehen; der Geist jener ganz in litterarischen und künstlerischen Interessen aufgehenden Zeit spiegelt sich auf's anschaulichste in des Jünglings Tagebüchern wieder. Dem Christenthum steht er noch ganz fern, wenn er auch religiöse Stimmungen und Empfindungen

hat. So in den mannigfachsten geistigen Interessen sich bewegend, von innerem Drange zu dichterischen Produktionen getrieben, überallhin nach idealer Befriedigung des innern Sehns nach tastend, von praktischer Thätigkeit in Anspruch genommen und dazwischen träumend und liebend liest er Goethes Briefwechsel mit einem Kinde und wird von der wunderbaren Welt, die sich ihm in diesem Buche erschließt, ganz hingerissen und begeistert. Er schrieb in seinem Entzücken an Bettina, es begann ein lebhafter Briefwechsel und es ließ ihm keine Ruhe, bis er die Herausgeberin und Verfasserin des Buches in Berlin persönlich kennen gelernt. Da der Vater um diese Zeit starb, begab sich Nathusius zu kurzem Studium nach Berlin, vor allem aber um dort so oft als möglich mit Bettina zu verkehren. Die Mittheilungen über seinen Berliner Aufenthalt sind sehr interessant, ebenso die zwischen ihm und Bettina gewechselten Briefe. Diese hat ihre Korrespondenz mit Ph. Nathusius später, als beide sich längst entfremdet hatten, unter dem Titel: *Ilius Pamphilus und die Ambrosia* herausgegeben. Man vermisst leider in dem vorliegenden Buche eine Erklärung darüber, ob dieser Briefwechsel ganz authentisch ist oder ob Bettina in ihrer Weise denselben verändert und umgemodelt hat. Nathusius unternahm dann eine große Reise nach Italien, welche ihn bis nach Sizilien und dann auch noch weiter nach Griechenland führte. Gereift und innerlich bereichert kehrte er zurück, in religiöser Beziehung war er aber noch immer schwankend und unsicher, wenn er sich auch allmählich immer mehr dem Evangelium zuwandte. Da lernte er Marie Scheele aus Magdeburg kennen, damit trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Beider Herzen begegneten sich bald und trotz vieler sich entgegenstellender Hemmnisse und Schwierigkeiten kam es 1840 zur Verlobung. Die Liebesgeschichte und die dann zwischen den Verlobten gewechselten Briefe nehmen den zweiten größern Theil des Buches ein. Die Verfasserin hat ganz Recht, wenn sie bemerkt, in diesen Briefen trete dem Leser das Bild einer reinen wahrhaft idealen Liebe entgegen, wie die gegenwärtige Zeit sie garnicht mehr kenne, und darum wird man sie gewiß gern lesen. Diese Briefe bilden eine Ergänzung zu dem von Philipp später veröffentlichten Lebensbilde von Marie Nathusius. Wir meinen übrigens doch, es hätten

ohne den Eindruck abzuschwächen manche Briefe fortgelassen und andere gekürzt werden können; es ist bei der Veröffentlichung des Guten etwas zu viel gethan. Störend ist bei den Briefen wie auch sonst bisweilen der Mangel an genauen Zeitangaben. Daran erkennt man, daß eine Frau die Verfasserin dieses Lebensbildes ist. Mathusius Verlobung führte zum Bruche mit Bettina; die darüber gewechselten Briefe sind für die letztere sehr charakteristisch. Mit der Hochzeit von Philipp und Marie am 4. März 1841 schließt das sehr lesenswürdige, wohlgeschriebene Buch. Wir sehen der Fortsetzung des Lebensbildes, bei der hoffentlich der Sohn des Verewigten oder sonst eine sachkundige Persönlichkeit der Verfasserin nicht nur rathend, sondern auch mitarbeitend zur Seite stehen wird, mit Verlangen entgegen; möge sie nicht allzulange auf sich warten lassen.

Es ist für den Historiker wie für den Kenner menschlicher Dinge sehr lehrreich und anziehend zu beobachten, welchem Wechsel ja oft völligen Umschwunge, die Werthschätzung und der Einfluß berühmter Schriftsteller im Laufe der Zeit unterliegt. Tagesströmungen und Tagesmeinungen, vorübergehende politische Verhältnisse, eine im Augenblick herrschende geistige Richtung verschaffen oft einem Autor glänzenden Ruhm bei den Zeitgenossen, während die Folgezeit denselben immer mehr erblasen läßt, ja nicht selten mit Vergessenheit bedeckt. Andere Geister haben das entgegengesetzte Schicksal. Während ihres Lebens dringen sie nur mühsam durch und werden kaum oder nicht recht gewürdigt, erst die Nachwelt erkennt ihre ganze Bedeutung und zollt ihnen die verdiente volle Anerkennung. Diese spätere Ausgleichung ist ein Trost für alle von ihrer Zeit verkannten Geister, sie bestätigt immer von Neuem die Wahrheit von Goethes Wort: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“ In gewissem Sinne, wenn auch nicht vollkommen, läßt sich das Gesagte auf die beiden hervorragendsten Geschichtsschreiber und Politiker Englands in unserem Jahrhundert anwenden, auf Macaulay und Carlyle. Vor 40 Jahren war Macaulay's Geschichte von England eines der gelesensten und bewundertsten Bücher und auch seine kleinern Essays und Aufsätze fanden den größten Beifall. Macaulay's Geschichte war das politische Evangelium der Liberalen, besonders in Deutschland, die

von ihm aus der Geschichte gezogenen Lehren sollten buchstäblich verwirklicht werden, der Parlamentarismus die ideale Regierungsform sein, aus Macaulay's Munde schien die Geschichte selbst zu sprechen und den Sieg des Liberalismus zu verkündigen. Nicht wenig trug zu diesem außerordentlichen Erfolge, zu dieser allgemeinen Bewunderung der Zauber von Macaulay's Sprache, seine glänzende, bewunderungswürdige Darstellungsgabe bei, der auch jetzt noch kein Leser sich entziehen kann. Heute ist das Urtheil über Macaulay als Historiker und Politiker ein wesentlich anderes geworden. Man hat erkannt, daß seine Geschichte von sehr einseitig whigistischem Standpunkte aus geschrieben ist, man vermißt an ihm Weite und Tiefe der Auffassung und beklagt seinen völligen Mangel an Verständniß für alles Nichtenglische; seine Beurtheilung der Dinge vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte, seine freihändlerischen Anschauungen, seine politisch beschränkten Parteiurtheile finden auch in England jetzt nur getheilten Beifall. Carlyle dagegen, der lange nur als ein Sonderling verspottet oder unbeachtet gelassen blieb, gelangt zu immer größerer Anerkennung und der Einfluß seiner Schriften und Lehren wächst fortwährend. Niemand zweifelt mehr daran, weder in seinem Vaterlande noch im Auslande, daß er ein weit größerer und tieferer Geist ist als Macaulay. In Deutschland hat Carlyle immer viel Anerkennung gefunden, wenn auch lange nur in einem beschränkten Kreise. Seine kleineren Schriften erschienen in 6 Bänden, ins Deutsche übersetzt, schon vor 40 Jahren, sein herrliches Buch über Helden und Heldenverehrung hat in Deutschland viele Verbreitung gefunden und die Geschichte Friedrichs des Großen, höchst originell in Darstellung und Auffassung, hat seinen Namen in Deutschland populär gemacht; weniger bekannt geworden ist seine Geschichte der französischen Revolution. Carlyles Schriften sind keine leichte Lektüre, sie verlangen ernste Sammlung und aufmerksames Nachdenken. Auf die Form der Darstellung Carlyles hat ganz besonders Jean Paul eingewirkt, derjenige deutsche Schriftsteller, welcher sonst allen Fremden der unverständlichste ist; es ist das ein rechter Beweis dafür, wie tief Carlyle in das eigenste Wesen deutschen Geistes eingedrungen ist. Der Humor des Briten fühlte sich von der selbst vielen Deutschen unverständlichen Eigenart des großen deutschen Humoristen sympathisch berührt.

Carlyles Stil ist höchst originell, oft barock und manierirt, aber phrasenhaft wird er nie, er ist ganz der Ausdruck seines außerordentlichen Geistes. Schon in seinem Jugendwerke, einem der nach Form und Inhalt seltsamsten Bücher, die je geschrieben worden sind, dem Sartor resartus zeigt sich uns der ganze Carlyle. Die darin gegebene Lebensgeschichte des deutschen Professors Diogenes Teufelsdröckh in Weißnichtwo, sowie die darin entwickelte Kleiderphilosophie blieben beim Erscheinen des Buches fast allen Lesern und Kritikern völlig unverständlich und erregten nur Kopfschütteln und Unwillen. Erst allmählich hat man diese merkwürdige Schrift verstehen gelernt und wer Carlyle recht kennen will, muß sich mit dem Sartor resartus vertraut machen. Am wenigsten bekannt waren bisher in Deutschland die sozialpolitischen Schriften Carlyles, da sie sich zunächst auf englische Verhältnisse beziehen und bisher ins Deutsche nicht übertragen worden waren. Und doch sind sie gegenwärtig, wo die soziale Frage in Deutschland die Geister so allgemein und so lebhaft beschäftigt, in hohem Maaße der Beachtung werth, da sie Carlyles Gedanken über die sozialen Reformen, über die Reorganisation der Gesellschaft enthalten. Die vor kurzem erschienene Uebersetzung dieser Schriften des großen Engländer's hat folgenden Titel: „Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel“*). P. Hensel's umfangreiche Einleitung, die Carlyles Weltanschauung darlegt, ist sehr lesenswerth. Es wird darin nachgewiesen, daß nicht nur Goethe, wie gewöhnlich angenommen wird, bestimmenden Einfluß auf Carlyles geistige Entwicklung gehabt, sondern ebenso und noch mehr die praktische Philosophie Kant's und vor allem Fichte. Die Verwandtschaft und das Gemeinsame zwischen den Anschauungen Fichtes und Carlyles vielfach bis ins Einzelne, wird scharfsinnig und anziehend nachgewiesen. Ob der Verfasser in der Ableitung der Carlyleschen Gedanken aus Fichte nicht doch manch-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2 Bde. 11 M.

mal zu weit geht, ob zwei so originelle Denker nicht bisweilen auch unabhängig von einander zu denselben Resultaten gekommen sind, das zu erörtern ist hier nicht der Ort. Die Uebersetzung ist gut und die Anmerkungen enthalten alles für das Verständniß einzelner Stellen und Anspielungen Nothwendige. Wenn wir etwas vermissen, so ist es eine zusammenfassende Uebersicht der sozialpolitischen Gedanken und Forderungen Carlyles im Einzelnen; die allgemeinen Gesichtspunkte sind allerdings in der Einleitung entwickelt. Die Sammlung enthält außer der Schrift über den Chartismus, der Abhandlung über die Negerfrage und die Charakteristik unserer Zeit, die berühmten ihrer Zeit so viel Aufsehen erregenden Flugschriften: „Aus erster Stunde“ und die letzte sehr bedeutende Meinungsäußerung Carlyles über die soziale Frage: „Den Niagara hinunter — und dann?“ Mit Bedauern vermissen wir in der Sammlung die berühmte Schrift: „Vergangenheit und Gegenwart“, in der er so nachdrücklich den Vorzug der Lage der Unfreien im Mittelalter vor den traurigen Zuständen des freien Arbeiters in der Gegenwart schildert; doch vielleicht ist die Sammlung noch nicht abgeschlossen und es folgt noch ein dritter Band. Vieles von Carlyles Ausführungen bezieht sich auf speziell englische Verhältnisse, andere seiner Reformgedanken sind in Deutschland schon verwirklicht, wie die Altersversorgung und die Unfallversicherung, aber nicht Weniges in diesen Schriften, vor allem die Grundgedanken, sollten von allen, die sich für eine Lösung der sozialen Frage, so weit eine solche überhaupt möglich ist, interessieren, beherzigt und durchdacht werden. Carlyle hat das große Verdienst zuerst die auf den Egoismus gegründeten Lehren der englischen Nationalökonomie nachdrücklich bekämpft, die Falschheit des *laissez faire* gezeigt und für das Verhältniß von Fabrikherrn und Arbeitern wieder eine humane, sittliche Grundlage gefordert zu haben. Er war in vielen politischen Dingen seiner und auch unserer Zeit weit voraus. Er verabscheute die Demokratie und die Demokratisirung der Staaten, er verwarf das allgemeine Stimmrecht, denn er hatte erkannt, daß aller wirkliche Fortschritt nur von einer kleinen Minorität, ja, von Einzelnen ausgegangen ist, er war ein Feind des Parlamentarismus und des immer höher steigenden Einflusses der Presse, er sah in der

Atomisirung der Gesellschaft das größte Verderben. Carlyle sah die eigentliche Aufgabe des Menschen in der Pflichterfüllung und wurde nicht müde zum Handeln, zum Thun auffordern. Er verlangt eine neue Organisation der Arbeiter und, indem er die Forderung sozialer Gleichheit als Unsinn verwirft, fordert er soziale Gerechtigkeit.

Als ein echter Prophet sah er trotz seiner Warnungen und Mahnungen die Dinge dem Verhängniß weiter zutreiben und sein Trost für die Zukunft war eine ihrer Pflichten bewußte Aristokratie und ein starkes Königthum. In religiöser Beziehung zeigt Carlyle deutlich die Nachwirkung der Eindrücke seines streng puritanischen Elternhauses. Er hatte ein Gefühl unbedingter Abhängigkeit von Gott und verlangte ein solches von jedem Menschen; er steht gewissermaßen auf alttestamentlichem Boden, er ist nicht eigentlich Christ, aber er ist ein Wegweiser zu Christus. Carlyle, der allezeit in den Helden die bewegenden Kräfte in der Geschichte erblickt, hat in seinem Alter noch einen neuen gewaltigen Helden auf der Weltbühne erscheinen sehen und ihn mit Begeisterung begrüßt; er hat für Bismarck das Wort: „Der eiserne Kanzler“, geprägt. Mögen seine sozialpolitischen Schriften auch in Deutschland nicht ohne Wirkung bleiben und viele veranlassen sich in die Gedankenwelt dieses tiefen und mächtigen Geistes zu versenken.

Einer der eifrigsten und hervorragendsten Mitarbeiter der „Grenzbote“ war seit den ersten 80er Jahren der als tüchtiger Jurist bekannte Reichsgerichtsrath Otto Baehr aus Kassel. Er hat vor seinem Tode noch selbst eine Sammlung seiner Aufsätze und Abhandlungen vorbereitet, welche jetzt in zwei Bänden, unter dem Titel: „Gesammelte Aufsätze von Dr. O. Baehr*)“ erschienen ist. Der erste Band, welcher die juristischen Abhandlungen enthält, gehört nicht in den Rahmen der litterarischen Umschau, wohl aber der zweite, welcher die Aufsätze politischen, sozialen und wirthschaftlichen Inhalts umfaßt. O. Baehr gehörte der national-liberalen Partei an und hat als Mitglied des norddeutschen und dann des deutschen Reichstages an dem Ausbau und der Befestigung des deutschen Reiches eifrig mitgearbeitet. Als Mann von

*) Leipzig, Jr. Wilh. Grunow.

selbständigem Charakter, ist er aber nicht immer mit dem Verhalten seiner Partei einverstanden gewesen und hat alle Zeit das Vaterland über die Partei gestellt. Baehr war ein echter Hesse, daher steckte in ihm ein gutes Stück konservativer Gesinnung, die mit den Jahren immer mehr hervortrat; nur in religiös-kirchlicher Beziehung stand er ganz auf dem Boden des Liberalismus. In ihm verband sich mit der treuesten Anhänglichkeit an seine engere Heimath warme Liebe für das große Vaterland; er kann in dieser Beziehung als ein rechtes Muster und Vorbild für die Vereinigung des berechtigten lebenskräftigen Partikularismus mit entschiedenem, bewußtem Nationalgefühl betrachtet werden. Ein entschiedener Vertreter und Anhänger der Vormachtstellung Preußens war er doch keineswegs ein Freund der preussischen Bureaucratie und ihrer Nivellirungssucht und beklagte bitter die Ersetzung viele trefflicher Einrichtungen in seinem Heimathlande durch weniger gute preussische. In der vorliegenden Sammlung seiner kleinen Aufsätze findet sich neben Lesenswürdigem und Beachtenswerthem auch manches Unbedeutende, vorübergehenden Tagesinteressen Entsprungene. Aus dem mannigfaltigen Inhalte des Bandes seien zunächst die Charakteristiken Lasfers und Windthorsts hervorgehoben. Die erste, die Verdienste und die Schattenseiten der parlamentarischen Thätigkeit Lasfers, als Führer der Nationalliberalen unparteiisch abwägend, ist vorzüglich, vielleicht nur einige Nuancen zu günstig gehalten. Das Gegentheil gilt von der Charakteristik Windthorsts, sie ist um einige Farbentöne zu dunkel ausgefallen; Windthorst ist für Baehr der Mann des Unheils, in dem sich der böse Genius Deutschlands verkörpert hat. Wenn dies Urtheil wohl etwas zu hart ist, so ist es doch jedenfalls zutreffender als die landläufige Art der Presse stets halb scherzhaft von der „kleinen Excellenz“ zu sprechen. Windthorsts Thätigkeit und Auftreten konnte man stets nicht ernst genug nehmen. Beherzigenswerth ist ferner der Aufsatz: „liberal und konservativ“, auch der über „unsere Partei“ verdient gelesen zu werden. In der sozialen Frage nimmt Baehr einen im Wesentlichen ablehnenden Standpunkt ein, er findet viele Klagen und Beschwerden der Arbeiter unbegründet. Sehr lesenswürdig ist der in ganz konservativen Geiste gehaltene Aufsatz „zur Judenfrage“

in dem Bache sich entschieden gegen die Uebermacht des Judenthums und gegen die Bekleidung von Richterstellen durch Juden ausspricht. Weiter auf einzelne Aufsätze einzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum; die Sammlung wird sicherlich dazu beitragen, das Andenken eines verdienten, tüchtigen patriotischen Mannes zu erhalten.

Jeder Leser der „Grenzboten“ erinnert sich mit Vergnügen der köstlichen Schilderungen „aus dänischer Zeit“ von Charlotte Niese. Diese Erinnerungen aus vergangenen Kindheitstagen, als Schleswig noch unter dänischer Herrschaft stand, versetzen in ein wahres Idyll voll ungestörten Friedens, über der schlichten Erzählung kindlicher Leiden und Freuden liegt ein Hauch echter ursprünglicher Poesie. Später zu einem Buche vereinigt, haben die Schilderungen einen weiten Leserkreis gefunden und viele Menschen erfreut und erquickt; diese unbestreitbare Thatsache beweist in erfreulicher Weise, daß auch in der Zeit des gegenwärtig herrschenden Naturalismus das deutsche Gemüth noch fortlebt. Ein neues Buch von Charlotte Niese „Licht und Schatten.“ Eine Hamburger Geschichte*) mußte lebhaftere Erwartungen erregen. Nachdem wir es gelesen, können wir sagen, daß sie nicht getäuscht worden sind, wenn auch „Licht und Schatten“ den Skizzen aus dänischer Zeit an Werth und poetischem Gehalt nicht gleich kommt. Die Erzählung spielt in der für Hamburg so furchtbaren Cholerazeit von 1892 und behandelt die Ereignisse in einem angesehenen reichen Patrizierhause. Der Gang der Erzählung ist ziemlich einfach und große Erfindungsgabe zeigt die Verfasserin nicht, die von ihr verwendeten Motive sind großen Theils schon wohlbekannt. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Charakterisierung, wie das auch in den Skizzen der Fall ist. Folkert Dierks, Tine Heuberg, die Doctorin Bardenfleth sind mit einer Anschaulichkeit, Lebendigkeit und so kräftig individuell gezeichnet, daß man sie vor sich zu sehen meint; da offenbart sich wirkliche Gestaltungskraft. Auch Frau Waleška Bardenfleth, die oberflächliche, leicht bestimmbare Welt-dame ist nicht übel charakterisirt und ebenso ist der alte reiche

*) Leipzig, Wtlg. Grunow. 5 M.

Meier eine gelungene Gestalt. Die übrigen Personen sind dagegen mehr verblaßt und schattenhaft, wenngleich einzelne Züge ansprechen. Wenn wir also auch das vorliegende Buch mit Vergnügen gelesen haben und allen Freunden Charlotte Nieses empfehlen können, so möchten wir ihr künftig doch am liebsten wieder in ihrem schleswigschen Heimathwinkel begegnen.

Theodor Fontane, der die Mark Brandenburg nach allen Richtungen durchwandert und so anmuthig geschildert hat, ist auch der einzige, welcher als ein würdiger Nachfolger von Willibald Alexis in der dichterischen Vergegenwärtigung ihrer Vergangenheit bezeichnet werden kann. Sein Roman: „Vor dem Sturm. Aus dem Winter von 1812 auf 13“ schließt sich unmittelbar an Alexis' Hsgrimm an. Wenn auch Fontane dem brandenburgischen Walter Scott an Tiefe der Auffassung und an Kraft in der Charakterzeichnung nicht gleichkommt, so kann er sich ihm in der Durchführung der Lokalfärbung, in der Mannigfaltigkeit der Begebenheit, in der kunstvollen Entwicklung der Handlung, an die Seite stellen und übertrifft ihn an Gewandtheit der Darstellung. Der genannte historische Roman verdient es daher weit mehr gekannt und gelesen zu werden, als es bisher geschehen ist. Daher ist es mit Dank zu begrüßen daß die Verlagsbuchhandlung jüngst eine billige Volksausgabe*) der Dichtung veranstaltet hat; es läßt sich erwarten, daß das Buch nun auch in weitere Kreise dringen wird. Schade, daß Fontane in neuerer Zeit sein schönes Talent in den Dienst des Naturalismus gestellt hat; was er in dieser Periode seiner dichterischen Thätigkeit hervorgebracht, wird gewiß nicht auf die Nachwelt kommen. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

J e n t s c h, C., Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft (Leipzig, Fr. W. Grunow).

S a a r, F e r d. v., Schicksale. Drei Novellen. (Heidelberg, G. Weiß Verlag).

— Novellen aus Oesterreich. 2. Aufl. (Ebenda.)

*) Berlin, Wilhelm Herz. 4 M.

- Saar, Ferd. v., Wiener Elegien. 3. Aufl. (Ebenda).
 — Die beiden de Wit. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. (Ebenda).
 — Gedichte. 2. Aufl. (Ebenda).
 Hansjakob, H. Ausgewählte Schriften. I. Band: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 3. Aufl. (Ebenda.)
 Geisteshelden, hrsg. v. A. Bettelheim, 20. Bd.:
 Sorel, A., Montesquieu. Deutsch von A. Krefner. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).
 Meyer, Dr. A., Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur. I. Band: Litteratur. (Wien, Verlag „Austria“ F. Doll).
 Weisensfeld, A., Goethe im Sturm und Drang. I. Band. (Halle, W. Niemeyer).
 Blätter, Biographische, Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung hrsg. von A. Bettelheim. II. Band. 1. H. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).
 Raumann, Pfarrer Fr., Gotteshilfe. Gesammelte Andachten aus den Jahre 1895. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht).
 Schen, Victor, Italien. Ansichten und Streiflichter. 5. Aufl. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. (Berlin, Gebr. Bornträger).



Heimathgruß.

Es rollt die Aa die blauen Wogen
Durch dunkle Tannenwälder hin,
Ich komm' daher des Wegs gezogen,
Mir wird so wundersam zu Sinn.
Mein Herz schlägt hoch zu dieser Stunde,
Mein Auge blüht in heißem Strahl,
Ein Gruß entringt sich meinem Munde:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich hemm' den Schritt in sel'gem Lauschen,
Durch alle Zweige schmeichelnd zieht
Ein märchenhaft melodisch Kauschen,
Ein halbverklung'nes Jugendlid.
Wie mahnet mich des Waldes Weise
An altes Glück, an alte Dual,
Und meine Lippen flüstern leise:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich kehrte heim aus fernem Süden,
Mein theurer Heimathgau zu dir,
Gieb meinem Herzen Glück und Frieden,
Und schenke neue Lieder mir,
Die hell aus meiner Seele dringen
Und schweben über Berg und Thal . . .
Mein erstes Lied soll also klingen:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Sedda v. Niesemann.



PLA 43.4
51

Дозволено цензурою. Рига, 1 Апрѣля 1896 г. — Buchdruckerei J. Kauf, Riga.

Verleger und Redakteur: Arnold v. Dieböhl.